Aus dem Leben.

Erster Theil.

Biogr. 582 m -1/2

561

Aus dem Leben.

Von

H. Koenig.

Erster Theil.

Stuttgart.

Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.

1840.

26. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von K. F. Hering und Comp.

Freundlichen Lesern

übergebe ich hiermit eine von dem Verleger hübsch ausgestattete Sammlung derjenigen meiner zerstreuten kleinern Arbeiten, die sich unter dem vorgesetzten Titel zu einem Ganzen haben verbinden lassen. Sie enthalten nämlich Erlebnisse mit eingestreuten Betrachtungen, — Angeschautes, dem sich etwas Beschauliches anschmiegt. —

Ich weiß, daß man solche Sammlungen des schon sonst Mitgetheilten, auch wenn es seiner Zeit Beifall gefunden hat, nicht immer sehr gewogen aufnimmt; doch ist es vielleicht mehr die Kritik, die damit unzufrieden ist, als das Publikum. Jene liest oder durch-

blättert wenigstens Alles, ihr ist Alles bekannt: das Publikum aber theilt sich nach Geschmack und Interesse in die verschiednen Zeitschriften, und kennt daher auch wohl nur theilweise die hier gesammelten Arbeiten; so daß dem Einen dieß, dem Andern Jenes ganz neu sein mag. Ja, es gibt zahlreiche Leser, die gar keine Zeitschriften der Art an sich kommen lassen, und denen mithin alle Aufsätze, die jetzt als ein Buch erscheinen, zum ersten Mal vorkommen. Bloß wieder abgedruckt ist überhaupt keiner derselben: alle sind vorher noch einmal überarbeitet worden, sei es zum Besten der Gedanken, oder auch nur des Styls. — Wirklich Erlebtes, wenn nur die Darstellung nicht mißlungen ist, behält auch immer einen lebendigen Reiz; dabei sagt es uns Deutschen zu, das Erlebte mit Reflexion zu durchflechten. So bekränzen wir gern oder schmücken, was uns begegnet, oder was wir verlassen.

Eine scherzhafte Erzählung, die sich in der Sammlung findet, wird vielleicht Mißfallen erregen, und zwar nicht bloß bei denen, die von alten Vorurtheilen lebend, immer die Alten bleiben, sondern auch bei solchen, die den ästhetischen Frieden lieben. Dennoch habe ich den „segenreichen Bildstock" nicht weglassen mögen. Zarte Gemüther warne ich vor demselben; kräftige Herzen mögen es mit mir versuchen, sich über niederschlagende Verstimmungen unserer Zeit durch einen kecken Schwank hinaus zu setzen.

Ich bezeichne mit dieser Sammlung zugleich einen Abschnitt meines Lebens, — die nicht ganz freiwillige Rückkehr in meine Geburtsstadt. Beginnt diese Sammlung doch mit Erinnerungen aus meiner Kindheit. Bei solchen Abschnitten summirt man ja die einzelnen Posten einer besondern Lebens-Rubrik. Auch blickt man nach einer solchen Sammlung selbst gesammelter vorwärts,

und tritt gefaßter Allem entgegen, was kommen mag, und was mir — nach einem alten und durch Erfahrung bewährten Vertrauen — jederzeit nur zum Besten gereichen soll.

Fulda, Mitte Juni 1840.

H. Koenig.

I.

Excommunication.

Ein Blick aus dem Leben in die Zeit.

Wenn man ein abgetragenes Stück Menschenleben ausfäselt, so bemerkt man nicht ohne Interesse, daß auch das einfachste, zurückgezogenste Leben wenigstens mit seinen Hauptfäden, zum Beispiel mit dem Faden des Glaubens, an die großen Fragen und Räthsel der Zeit angeknüpft ist. Dann nimmt man aber auch wahr, daß der Menschengeist an solchem einzelnen Lebensfaden dieselbe wunderliche Dialektik übt, die er auch im Gewebe der Geschichte offenbart; indem er oft genug den Widerspruch und das Gegentheil von dem

entwickelt, was sich aus den äußern Lagen und innern Zuständen, hier eines Einzelmenschen wie dort eines Zeitalters, erwarten ließ. — Zu solcher Betrachtung kam ich, wenn ich aus der Geschichte der Entwicklung des Christenthums nach der kleinen Parallele meines eigenen religiösen Lebens herübersah. —

Meine frühsten Erinnerungen dämmern in einer stillen, reinkatholischen Stadt, dem Sitze eines gefürsteten Bischofs. Meine Seele erwachte am Geläute der Glocken, die von der Mette der Nonnen, Morgens vier Uhr, bis zum Ave Maria der Abenddämmerung alle Bewegungen des Tages begleiteten. Es gab in Fulda kein öffentliches Leben, als wozu die Glocken gingen. Die Glockenseile sind die Nerven des gutkatholischen Lebens. Aus den kleinen Fenstern unserer Wohnung sah ich an den Hintergebäuden eines Fräuleinconvents hinauf. Aus diesen Thüren kamen die Laienschwestern mit den weißen Schleiern, die Klosterfrauen mit den schwarzen paarweise hervor; wenn

sie nach ihren Gärten und Feldern vor dem nahen Thore gingen. Sie nickten meiner Mutter, die am Fenster nähte, lächelten mir zu, und wenn ich eine Patschhand gab, schenkten sie mir eine Rose. Blieb einmal einer Arbeit halber das Thor offen: so lief ich mit Herzklopfen durch die Halle, und blickte in den Hausgarten, wo die jungen schönen Mädchen wandelten, die von vornehmen Familien zur Erziehung in das Fräuleinstift gegeben waren.

Trieben wir heranwachsende Buben uns die Gasse etwas weiter hinauf, so kamen wir an die noch höhern, dunkeln Gebäude eines Seminars. Es war das ehemalige Jesuiten-Collegium. Aus den kleinen Gitterfenstern sahen zuweilen jene blassen Gesichter herab, die wir von den hohen Festtagen her kannten, an denen sie in prachtvollen Gewändern den Altar und die Messe in der Stadtkirche bedienten. Noch eine Strecke weiter, am Ende der Gasse, war ein eigentliches Nonnenkloster nach strenger Regel. Hier

hörten wir die Schwestern lateinische Psalmen singen.

Oft, besonders auf ihren „Terminen" oder Bettelgängen, kamen durch unsere stille Gasse auch Franziskaner und Kapuziner, die vor entgegengesetzten Thoren ihre Klöster hatten; seltener sah man Benedictiner aus ihrem Convent am entlegenen Dome vorüberkommen. Aber ein Weltereigniß war es, wenn einmal der Fürst-Bischof in schwarzer, weltlicher Tracht vorüber ritt. Die Nachbarn stürzten vor die Thüren mit entblößten Häuptern; halb knieend bückten sie sich, während der Fürst mit rothem Angesicht, funkelnden Augen und einer schmalen langen Nase vom Rappen nickte. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel gesehen, dem die prächtigen Schuhe angemessen waren, die zuweilen unter dem Fenster unseres Nachbars Hofschuhmachers zu öffentlichem Bestaunen ausstanden, — von weißem Atlas mit goldner Stickerei. So trug sie der Hochwürdigste an hohen Festen, wenn er im Dom die Messe las.

Wie könnte ich das Gefühl der andächtigen Ehrfurcht beschreiben, mit der wir frommen dürftigen Bürgerskinder nach diesem Manne blickten? Wir Kinder wenigstens wußten nichts von dem Prälatenleben jener Zeit, nichts von Allem, was in den hohen geistlichen Sphären sich Menschliches zutrug. Wir sahen den Mann nur an den großen Festtagen, wenn er in goldnen Gewändern segnete, oder an Tagen herrlichen Sonnenscheins, wenn er gnädig-blickend vorüber ritt. Daß er einen Magen und Bedürfnisse um denselben habe, wäre uns nicht im Traum eingefallen. Wir wußten nur, daß er mit der Rechten herrsche und segne, mit der Linken aber in die Ewigkeit reiche, um der Gottheit unmittelbar unser Anliegen zu übergeben. Ja unmittelbar! Eines Abends verbreitete sich der Schreck durch die Stadt, es brenne im Schloß, und eine Pulverkammer sey in der Nähe des Feuers; dennoch wolle der Fürst sein Kabinet nicht verlassen, und weiche und wanke nicht. Die Nachbarschaft bebte und betete. Endlich

war die Gefahr vorüber. Man athmete auf, und meine Mutter sagte mir mit dem heitern Gesichte, das ihr in jungen Jahren eigen war: Freilich hat der gnädigste Bischof sein Zimmer nicht verlassen wollen: wie ja der Mann mit unserm Herrgott steht, wußte er wohl, daß ihm nichts Arges widerfahren sollte. — Diese Aeußerung ist mir aus tiefster Kindheit unvergeßlich geblieben. Wie könnte ich jetzt aber in Worte fassen, was ich damals mit andächtigem Schauer fühlte: — wie nämlich ein regierender Bischof mit der Gottheit auf vertraulichem Fuße stehe? Erst nach dem Tode dieses später entthronten hohen Priesters hörte ich, er sey stets ein sehr starrsinniger Mann gewesen. So hatte man denn in den höhern Ständen dasselbe Ereigniß aus dem Eigensinne des Mannes erklärt, welches wir in unserer Hütte mit so erhabener Poesie betrachtet hatten. Mit solchen Augen sah ich den hohen Mann unter seinem rothen Thron vor dem Hochaltare im Dome, wenn er angekleidet ward, um die festliche Messe zu lesen und zu singen.

Hier stehe ich nun an der höchsten Entfaltung unseres damaligen fuldaer Lebens. Es waren die hohen Feste des katholischen Jahrs, die sich regelmäßig in farbiger Pracht und mit dem Dufte der Andacht erneuerten. Noch sehe ich den fürstlichen Laufer in seiner leichten Livrée mit dem Stabe aus dem Schloßhofe kommen. Hinter ihm folgt das geschmückte Sechsgespann, das im „goldenen" Wagen den Fürstbischof hinab nach dem Dom fährt. Heiducken gehen zu beiden Seiten; Leibhusaren folgen zu Fuße, mit großen Bärenmützen, aus denen rothe Säcke hangen, den pelzverbrämten Dolman auf der linken Schulter; die lederne Tasche hüpft an langen Riemen um die Sporen der gelbledernen Stiefel, und der Karabiner ruht im rechten Arm. In zwei Reihen stellen sie sich unter dem herabfallenden Lichte der Kuppel zwischen dem Altare und den Bänken des Volkes auf. — Die Orgel schweigt, die Sänger und die Geigen verstummen; eine heilige Stille athmet den Worten des hohen Priesters entgegen,

die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln; die Hostie wird gehoben, die Schellen erklingen, die Husaren stürzen auf Kommandowort mit den Karabinern auf den dröhnenden Boden knieend, die rechte Hand unter der Mütze ausgebreitet, als wollten sie das irdische Auge vor den Strahlen der herabgestiegenen Gottheit schirmen. Draußen fallen Kanonenschüsse, und die Gemeinde stimmt ein: Heilig, heilig ist der Herr! an. — Bald öffnet sich der Dom; der weite Platz ist von wimmelnden Menschen chaotisch bewegt, die sich langsam um die verschiedenen Fahnen sammeln. Die Schuljugend, die Zünfte, die Studenten, die geistlichen Orden finden sich zusammen. Die mit gestreiftem Grase und Blumen geschmückten Fackeln entzünden sich. An dieß lange bunte Band von Menschen knüpft sich der purpurne Traghimmel, unter welchem der Bischof im schweren gestickten, von Diakonen an den Zipfeln gehaltenen Mantel das Allerheiligste trägt, — von dienenden Priestern in Prachtgewändern umgeben,

von Husaren und Hellebardisten umschirmt, von hohen und niedern Beamten in bunten Amtskleidern gefolgt. Ein unzähliges Volk schließt sich paarweise als zweites, dunkles Band an. Da und dort in der Prozession qualmt ein dumpfer Gesang, bis er in allgemeiner Melodie lodert. So ziehen sie nach den geschmückten Altären durch die Straßen der Stadt; die Kanonen donnern, die Kompagnien geben Gewehrsalven. —

Ich rede vom Frohnleichnamfeste, zu welchem die katholische Kirche ihre höchste Pracht aufwendet. Wenn die Gottheit selbst sich einkörpert und naturalisirt, dann feiert die Natur ein Ehrenfest. Das wirkliche Auftreten eines Gottes würde selbst den Stein zur Blüthe anfachen; da jedoch das Dogma so allmächtig nicht ist: so wählt es wenigstens die herrlichste Zeit des Jahres, um sich zu verherrlichen, und ein lebendiger Glaube nimmt, als frommer Träumer, die Wahl für die Wirkung. Ueber hingestreute, opferwelkende Blumen wandelt bei uns die Gottheit in Brotgestalt. Der

Gott der Christen ist ein nährender Gott. In Indien werfen die Gläubigen sich selbst unter das schwer dahin rollende Bild ihres Gottes Juggernaut, und welken zerdrückt mit ihrem Leben hin. Doch wer kann sagen, wie tief die übersinnlichen Sturmschauer der Andacht die Stürme des menschlichen Blutes aufregen? Auch in Fulda ging kein hohes Fest vorüber, an welchem nicht die heimkehrenden Bauern in blutige Schlägereien gerathen wären. —

Jenem sonnenhellen Sommerfeste stelle ich das trauliche Christfest gegenüber. Nicht wie in vielen protestantischen Städten war es ein Fest für Kinder: diesen hatte schon, einige Wochen früher, der heilige Nikolaus beschert. Am Christvorabende blieb Alles wach; Freunde und Verwandte versammelten sich nach Uebereinkunft. — Wie die reichen und vornehmen Familien bei Mahlzeiten, Spiel und heißen Getränken zubrachten, weiß ich nicht; in unserm engen Stübchen waren wir bei frischem Kuchen, Kaffee und Kosen

nicht weniger froh. Von elf Uhr an ging das Wechselläuten in den Pfarrkirchen, und bald wurde es auf den Straßen lebendig. Anstalten zur Straßenbeleuchtung gab es damals in Fulda noch nicht; man ging mit Handlaternen zur Kirche. Nur Reden und Lachen der Menschen, aber keine Schritte wurden vernommen; denn ein tiefer Schnee rieselte vom schwarzen Nachthimmel. Aus dieser Nacht trat man in die tausendfach erhellte Kirche. Denn nicht nur die Kerzen der Altäre brannten, auch die Knieenden hatten neben ihren Gebetbüchern Wachsstöcke angezündet. Musik, Gesang, laute Gebete des Priesters, wie oft man sie auch gehört hatte, weckten in ungewohnter Umgebung der Mitternacht einen frischen Schwung der Seele. Die um den Altar wandelnden Gestalten hatten in dieser Stunde etwas Geisterhaftes, und selbst die hohen Fenster, durch die sonst unter dem Hochamte der Tag herein schien, sahen jetzt schwarz herab. —

Doch solch eine nächtliche Feier konnte nicht

ohne Kobolde bleiben. Nicht alle Herzen dieses Gewühls und Gedränges waren, wie mein unbewußtes Knabenherz, nach dem Hochaltar gerichtet, und von der Feier bewegt. Aber was wußte ich von dem wilden Drange der Geschlechtsneigung, von dem Taumel üppiger Mahlzeiten und heißen Getränke, was von Allem, wozu die heilige Nacht ihren Schleier — nicht lieh, aber überließ! Höchstens verstand ich etwas von den kleinen Ausgelassenheiten. Studenten hatten während der Christmette Dinte in die Weihwasserkessel gegossen. Die Frommen, die niemals, ohne in den Napf zu greifen und ein Kreuz schlagend ihr Gesicht zu besprengen, die Kirche verlassen, kamen schwarz betupft nach Hause, und glaubten im Schreck ein Spiel des bösen Feindes an sich zu finden. Andre Muthwillige hatten im Gedräng des Ausgangs diese und jene Andächtigen — in der Kirche nur durch den Faden gemeinsamen Gebetes vereint — nun auch eiligst mit Zwirn zusammen geheftet. Draußen zerrten die Verbundenen nach verschiedenen

Gassen auseinander, und konnten, von den Freiwandelnden hin und her gestoßen, nur mühsam, unter vorgehaltener Laterne, mit beigebrachtem Messer von einander getrennt werden. Zu ihren Schimpfreden schlug aus dunkler Kirchenecke das Hohnlachen der Uebelthäter auf.

In diesen Tagen war auch bei den Kapuzinern das Krippchen in einer Seitenkapelle der Klosterkirche aufgeschlagen. Ein mannshohes Gerüst, gleich dem altenglischen Theater mehr in die Breite als in die Tiefe gebaut, trat dem betenden Publikum mit schmalem Vordergrund entgegen, und führte an der Hinterwand nach beiden Seiten hin bemalte Felsen und Felsenpfade mit Geländerchen empor. Hier wurden die heiligen Geschichten der Geburt des Jesukindes mit halblebensgroßen Figuren dargestellt. Zuerst hatten die Hirten ihre Lämmer auf dem reichlich gestreuten Moose in die Nähe des Ställchens getrieben, um theils stehend, theils kniend anzubeten. Wir sahen das nackte Kindlein in der Krippe liegen, vom Oechselein

und vom Eselein warm angehaucht. Die verständigen Thiere rührten uns: denn wir hörten ja von den Kapuzinern, daß bei der Geburt Jesu auch zu Bethlehem eine so grimmige Kälte gewesen sei, als wir eben selbst empfanden. — Zu Neujahr verwandelte sich das Ställchen in einen Tempel; Maria und Joseph hatten bessere Kleider angelegt. Das Oechselein war nicht mitgekommen; aber der hohe Priester stand in einer Hörnermütze zur Beschneidung da. — Während dessen sah man schon von den fernen Bergpfaden herab die heiligen drei Könige zu Pferd mit Kameelen und Mohren, täglich etwas näher gerückt, herbei kommen. Endlich waren sie angelangt, und überreichten ihre reichen Gaben. Solchen hohen Besuch wußten die staunenden Eltern auch zu schätzen: der Nährvater Joseph hatte sein Hütchen unter den Arm genommen, und Maria, die Mutter war aufgestanden, und zeigte mit Reverenz ihr göttliches Kind. Mit dicken Strahlen aus Pappendeckel hielt der Stern, welcher die Könige führte, über dem Strohdache

des Ställchens. — Plötzlich aber waren die hohen Herrschaften aufgebrochen, und zogen jetzt links den Berg hinauf dem Sterne nach, der — wie wir hörten — den spitzbübischen Herodes hinter's Licht führen wollte. — Nun stand uns das nächste Mal der betrübte letzte Akt vor, wie nämlich des gottlosen Herodes grausame Kriegsknechte die unschuldigen Kinder mordeten. Es war sehr ergreifend dargestellt. — Glücklicher Weise hatte das mitaufgesuchte Jesuskind im Schooße seiner reitenden Mutter schon die ferne Höhe erreicht, und das von Joseph geführte Eselein sah sich deßhalb auch recht pfiffig um. Wir Knaben liebäugelten mit ihm. — Das waren Jubeltage für die Nachbarskinder! Ein andres Theater gab es damals in Fulda noch nicht. Und es war frei; nur die Mütter legten nach Belieben einige Heller in die Opferbüchse. Aber auch von diesem heiligen Gebiete blieb der Muthwille nicht weg; und wenigstens war den im Vordergrund erreichbaren Schäfern ein Knöchlein, ein Brodkrüstchen in das

Ränzchen gesteckt, oder sonst ein Spaß an den hölzernen Schauspielern ausgelassen. — Genug, der Knabe fand hinter allem Heiligen einen einschleichenden Hohn, und kränkte sich darüber ohne Ahnung eines möglichen Zwiespaltes und Widerspruches in seinem eignen Herzen.

Dieß war die Sommer- und Winter-Atmosphäre unseres öffentlichen Lebens in Fulda, in der meine Kindheit athmete. Das Bisthum war ein stiller Pferch, zwischen dem Rhöngebirge, dem Vogelsberg und dem Thüringer Walde auf magerem Boden aufgeschlagen. Gewiß fielen manche Luftstöße aus der Welt jenseit unserer Buchenwälder herüber, und bestrichen die höhern Stellungen des fuldaer Lebens: aber sie wehten über und neben der Hütte hin, die meine Mutter mit der Familie ihres Bruders bewohnte. Nur der Heldenname aus einem Weltmährchen klang in unsere Stube hinein: — General Buonaparte.

Das häusliche Leben in Fulda war nicht weniger, als das öffentliche, nach dem Compaß

der Andacht gerichtet. Für mich kamen noch besondere fromme Umstände dazu. Jener Oheim, dessen ich eben gedachte, war einst Gärtner bei den Kapuzinern und nahe daran gewesen, sogar Laienbruder des Klosters zu werden. In seinem groben Kamisol, im hellblauen Sonntagsrocke hielt sich noch die Klosterluft. Alle seine Erzählungen, seine Anekdoten und Scherzreden waren von den Sandalen der frommen Väter breit getreten, aus ihren fünf Kapuzen gesammelt, von ihren Bärten erübrigt. Seine Wundergeschichten, wenn auch von Niemanden bezweifelt, bewiesen sich ausdrücklich und mit Stolz auf den Mund irgend eines Paters als Gewährsmannes. Er war ein kleiner Mann, eng und eifrig in seinem Gewerb, wie in seinem Glauben. Ueber die Tonsur eines Kapuziners ging ihm nichts in der Welt als etwa der blaue Himmel. — Heitrer und schwärmerischer war meine Mutter, blond und von gutem Aussehen, nur dann und wann schwermüthig, wenn sie an die Zukunft ihres Knaben

dachte. Denn die nähende Hand ist eben keine reichlich nährende; die stickende, steppende Nadel baut eine magre Steppe an. Ich freute mich immer heimlich, wenn sie manchmal aus eignem Antrieb ein Lied vor sich hinsang, und ihren Legenden hörte ich mit Andacht zu. Mährchen erzählte sie nicht, und niemals habe ich mir viel aus Mährchen gemacht. Besonders gern erzählte sie vom Kleide Jesu, das, von dessen Mutter gewirkt, wunderbarer Weise unversehrt mit dem Kinde zum Manne aufgewachsen, und noch bei der Kreuzigung wie neu den Kriegsknechten zugefallen sei. Wenn meine Mutter so hätte wirken können! Mit einer gewissen Schlauheit wußte sie, was ich nicht gern that, als etwas darzustellen, was das Christuskind auf seiner Mutter Geheiß immer frisch und fröhlich verrichtet habe. So hätte es besonders gern auch seiner Mutter Nähtereien den Leuten zugetragen, für welche sie gemacht worden. Ihre größte Angst um mich war gegen das Lügen gerichtet. In lebhafter Einbil-

dungskraft spann sie selbst aus irgend einer Knabenlüge die Fäden aus, die der böse Zufall verwirren und zu einem Galgenstricke zusammendrehen könnte. Dann ergriff sie mich wohl mit Weinen, und beschwor mich, stets wahr zu sein. — Dieß ist die umfassendste und welttiefste Lehre, die ich damals erhalten habe. Ein unzerreißbares Kleid hat mir die Mutter nicht schaffen können, wohl aber das Unterfutter jener starren Wahrheitsliebe, die wie gesteiftes Leinen, — oft genug unbequem für mich und grob für Andere — in allen wechselnden Lebensgewändern ausgehalten hat.

Im Uebrigen verschwisterten sich, wie es überall geschieht, mit den engen Ansichten meiner Verwandten die ängstlichsten Uebungen nach kirchlicher Vorschrift. Die Fasttage wurden nie übertreten, die Gebete und Sprüche bei den Stundenzeichen der Glocke niemals vergessen. Der Glaube an die Wirksamkeit der Amulette und Weihungen war unerschütterlich. Wie manches Jahr habe ich nicht am letzten April Abends das frische

Weihwasser aus der Pfarrkirche geholt, mit welchem vor der Nacht des ersten Mai, zur Abhaltung der nach dem Bloxberge schwärmenden Hexen und bösen Geister, alle Thüren besprengt wurden. Da diese gottlosen Wesen bei der Heimkehr von ihrer lüsternen Versammlung besonders gern auch die strotzenden Euter des Milchviehs betasten: so bekam auch unser Ziegenställchen seine Weihtropfen und Kreidenkreuze. Daher erlebten wir es auch nicht, daß die liebe Geis am ersten Maimorgen das frische Futter verschmäht, oder ein welkes Euter gehabt hätte und erkrankt wäre.

Das Alles machte der Knabe mit wie ein Alter. Und es ist mir zum Guten ausgeschlagen. Nie bekam ich Halsweh, da mir stets auf Blasiusfest die geweihten Kerzen umgelegt wurden; die fallende Krankheit und Krämpfe blieben fern; denn auf Valentinstag hatte sich meine gläubige Stirne unter die Kapsel gebeugt, die des Heiligen Gebein enthielt; ja, noch bis in die späteren Jahre hat mir die längst vernachläßigte heilige Apollonia

die frühere Andacht nicht vergessen, und meine Zahnlade vor Schmerz bewahrt. Selbst eine gewisse Bescheidenheit, die ich oft verwünscht habe, sitzt mir noch heute von jenen Aschermittwochen her zwischen den Augenbraunen; da meine Stirne so oft von Priesterhand mit Asche und den Worten bekreuzt wurde: Memento homo quia pulvis es! —

Mit solchen häuslichen Lehren, Uebungen und Gewöhnungen kam der Knabe in die Stadtschule, und da es ihm bei angeübter Aengstlichkeit und Pünktlichkeit nicht an Fassungsgabe fehlte, so wurde er bald den belobtesten Schülern beigezählt. Wie sehr sogar unser kindliches Spielen — da die fromme Stadt kein Schauspiel, keine Gaukler und keine Nachahmungweckende Künste duldete — sich in religiöse Gebiete verlief, und selbst in die höchsten Mysterien sich verstieg, mag folgender kindische Vorfall zeigen.

Wir waren schon in dem Alter, da die Knaben eine gewisse dunkle Zärtlichkeit für die hübscheren

unter den kleinen Mädchen empfinden. Im Hofe meines Oheims ward jenes am letzten April geweihte Ziegenställchen mit einem offenen Raume unter dem schiefen Dache für uns zu einem Theater. Dieß Bödchen wandelten wir nämlich mittelst des Zaubers kindischer Phantasie in den Himmel um, in welchem ich mit zwei andern Knaben die Dreifaltigkeit darzustellen uns vermaßen. Ein reinlich Nachbarmädchen wurde als Maria zwischen uns erhoben, und wirklich waren wir drei in Neigung und Eifersucht für sie — Eins. Ich, als vermuthlich der am Finstersten Aussehende, stellte den Vater vor, und sann nun darauf, mich bei unserer Maria in das größte Ansehen zu setzen, zugleich aber auch meine beiden Nebenbuhler los zu werden. Hierzu gab mir der Katechismus das Mittel an die Hand. Wozu hatte ich ihn auch so gut auswendig gelernt? Wenn ein Dogma nicht zu begreifen ist, so kann es wenigstens doch zu benutzen sein. Im hintern Hofe waren nämlich drei Höhlen aus Reisigwellen erbaut, um

Himmel, Hölle und Fegefeuer vorzustellen. Die Mitgespielen waren ganz nach unserer Gnadenwahl in diese Plätze vertheilt. Während nun die Seligen sich in Jauchzen und Jubel genug thaten, ließen es die Verdammten, die darin eine Schadenfreude sahen, an überbietendem Heulen und Zähneklappern nicht fehlen. Während dessen erhoben die in der dritten Höhle stumm die Hände um Erlösung. Diese zu bewirken, sandte ich nun den Sohn vom Ställchen hinab. Zugleich erinnerte ich aber auch an jene Lehre unseres Katechismus, nach welcher der Geist vom Vater und Sohn ausgehe. So bestimmte ich denn auch den andern Nebenbuhler, sich zu erheben und mit flügelartig ausgebreiteten Armen auf ein Weilchen auszufliegen. — Nun allein Herr in unserm Himmel rückte ich der freundlichen Maria etwas näher, und da auch sie unglücklicher Weise sich ein wenig breiter setzen wollte, rutschte das glatte Büschel Stroh unseres himmlischen Thrones; sie glitt hinab in den Hof, und ich blieb auf den Dielen

des Ställchens sitzen. Das Wehgeschrei der Gefallenen brachte Himmel, Hölle und Fegefeuer in Aufruhr. Alle versammelten sich um sie her, die sich endlich erhob und mit einer Quetschung am Beine nach Haus hinkte. Ueber uns Andere kam die Ahnung eines Strafgerichts für unser frevelhaftes Spiel. Mit Angst und Reue verloren wir uns aus einander. —

Etwas mehr herangewachsen, fand ich auch schon ein kirchliches Amt. Die Nonnen, — wie kurz weg die Stiftsfräulein unserer Nachbarschaft hießen — waren eines neuen Meßdieners für ihre Hauskapelle bedürftig geworden, und fanden mich — den blöden, daß hieß gutgearteten Buben um so passender für diesen Dienst, als ich gerade nahe genug wohnte, um beim Zeichen des Glöckchens, wenn der Meßpriester im Convent ankam, schnell zur Hand zu sein. Dieser Meßner war ein Franziskaner vom Frauenberge vor der Stadt, — von den Nachbarn nur der „Nonnen-Pater“ genannt. Naiver war die Bezeichnung eines

Bauernknaben, der bei Gelegenheit eines großen Festes mit seinem Vater zum ersten Mal aus dem Gebirge zur Stadt gekommen, mehre Klosterfrauen mit ihrem braunen Mönche über die Straße gehen sah und anstaunte. — Das sind Nonnen, Peterchen! sagte der Vater. — Und der braune Mann? fragte der Bube. Nicht wahr, Vater, das ist der „Nonnerich?"

Und so

trat ich als Ministrant
dem Priester zum Altar voran,
das Meßbuch in der Hand.
Und kniete rechts und kniete links,
und war gewärtig jedes Winks.

Ich wüßte nicht zu sagen, worin mir dieser fromme Dienst eben so förderlich gewesen wäre, als er mir etwa eine Zeit lang angenehm war. Es müßte denn sein, daß der frühe Blick und Aufenthalt hinter den Coulissen der Andacht mich auch früher gegen das einnehmende Schaugepränge

des Altars verstimmt, und die Nebel des Weihrauchs vor meiner Vernunft zerstreut hätte. Anfangs aber gewährte mir das Meßdienen eine große Befriedigung. Eine kindische, aus gesundem Blut hervorgehende Unruhe konnte sich nun an heiligen Dingen auslassen, — ein leichtes Leisten, an welches sich ein frommes Dünkelchen anknüpfte. Es blieb auch nicht bei der Kapelle der Stiftfrauen: ich trieb mich gar bald nach den Sakristeien anderer Kirchen und am liebsten bei den Kapuzinern umher. Die dämmerigen Klostergänge, in denen man kaum über den Thüren der Zellen den Namen ihrer Bewohner zu lesen vermochte; — der mysteriöse Geruch, der sich hier von der Kirche und der Küche her, zwischen welchen ja das Kapuzinerthum wohnt, aus Weihrauch und Sauerkraut mischte; Tonsur und Bärte der Väter, ja wohl auch der Blick durch die Gitterfenster der Gänge in den Klostergarten, auf die mit Ranunkeln und Buchs eingefaßten kleinen Beete, und was noch Alles zogen den Knaben an, regten

seine Phantasie auf, stimmten sein Herz. Ich gefiel mir, recht klösterlich, in einem frommen Müßiggang, der um so verlockender war, als wir Meßbuben, wenn wir hungrig wurden, auch zu essen bekamen. Selbst ein kindischer Erwerb kam hinzu, da wir von den Mönchen ein Bildchen, von den Weltgeistlichen einen Kreuzer nach jeder Messe zu erwarten hatten. Wie sehr wir auf diesen Lohn sahen, erinnere ich mich noch sehr genau. Ein finsterer, hastiger Kapuziner, Pater Borgias, pflegte nämlich niemals etwas zu schenken, weßhalb wir uns immer vor ihm zu verstecken suchten. Einmal erwischte er aber mich Entwischenden beim Kragen, und nöthigte mich zum Dienste. Dieß wurmte mir während der ganzen Messe, da zumal die glücklichen Andern mich hinter den Gitterfenstern mit Geberden aushöhnten. Meine auswendig gelernten lateinischen Gebetsantworte wurden sehr unwillig abgemurrt, — das Amen und das Et cum spiritu tuo. Vollends unwahr war es, wenn ich auf des Paters: Sursum corda!

antwortete: Habemus ad dominum. Denn ich dachte nur, daß ich wieder nichts bekommen würde. Und als der Pater nach Ablegung der Meßgewänder wirklich ohne die Spende eines Bildchens wegging, rief ich ihm in halblautem, verzagtem Aerger nach: Ich will nur erleben, wann der Pater Borgias einmal Pater Bezahlas heißen wird! — Die Buben lachten, und ich war durch mich selbst zufrieden gestellt. —

Die gewonnenen Meßkreuzer wurden, wie andre freundliche Geschenke, ehrlich nach Hause geliefert. Bei dem großen Werth und Gewicht, die in unserer Hütte auf die kleinsten Münzen gelegt wurden, fehlte mir die Knaben-Genialität, solche zu vernaschen. Auch mochte ich fühlen, daß ich unter den vielen kleinen Sorgen meiner Mutter doch ihre größte war. Denn schon bekümmerte sie sich sehr darum, was einst aus mir werden sollte. Am leichtesten glaubte sie es zu bestreiten, wenn ich Schneider würde. Die Nadel war ihr heilig, und ein Schneider — berechnete sie —

brauche bei künftiger Einrichtung eben kein theures Werkgeräth. Auch war uns die Ziege längst ein befreundetes Thier, und der Ziegenbock mithin kein ganz fremder Patron. Bald aber brachte ein Lehrer der Bürgerschule meine Mutter auf andere Gedanken. Jener meinte nämlich, bei meinen guten Gaben müsse ich studiren. Dieß schien uns Allen noch leichter und wohlfeiler, als das Schneiderwerden.

Das Studiren war in Fulda unter der bischöflichen Regierung sehr erleichtert. Die geistlichen Lehrer standen auf geistlichen Pfründen; es wurde daher nur ein mäßiges Schulgeld von den Studirenden verlangt, und begabte Söhne vermögenloser Eltern wurden ganz frei aufgenommen, ja sie erhielten noch aus Stiftungen mancherlei Forthülfe an Geld und Büchern. Die verschiednen Klöster gaben Freitische. In den höhern Klassen des Gymnasiums erübrigte der arme Student ein paar Stunden des Tages, um in wohlhabenden Häusern als „Präceptor“ Privat-Unterricht zu geben. Auch der Besuch einer Universität machte

ihm keine Sorgen: Fulda hatte damals noch was man eine Universität nannte, und was in Ermangelung des Bessern für gut galt. Ohnehin ergriff der arme Student in der Regel die dargebotne Hand der Theologie; weil auf den schmalen und gewundnen Wegen zu den einfachen Staatsämtern die Söhne guter Familien schwer zu überholen waren; wenn man nicht etwa die Hand einer Tochter derselben Familien erreichen konnte. Wenn nun auch die katholische Kirche bei ihrer Begünstigung armer Studenten vielleicht ihr großes Bedürfniß an niederer Priesterschaft im Auge hatte: so muß ihr doch nachgerühmt werden, daß sie dabei die Freiherrlichkeit der Naturgaben geachtet, und kein Privilegium der Vornehmen und Reichen auf eine geistes- und gemüthsstarke Nachkommenschaft anerkannt hat. Wie viel Söhne niedriger Eltern sind nicht zu den höchsten Kirchenwürden, ja selbst zum heiligen Stuhl aufgestiegen? Die Abfälle einer Wirthschaft düngen die kommenden Ernten: so haben auch die niederen, kummerfeuchten,

moderhaltigen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft die kräftigsten Charakterstämme, die fruchtbarsten Köpfe hervorgebracht. —

Auf jenen Wink des wohlmeinenden Lehrers wurde ein wohlfeil docirender Student angenommen, mich auf das Gymnasium vorzubereiten. Von jetzt an waren die Bücher für meine Mutter ein Schreck; nicht ihres Inhalts — sondern des Ladenpreises wegen. Noch fühle ich die brennende Verlegenheit, als mein Oheim mich, den keimenden Studenten, einem ihm bekannten gelehrten Pater Kapuziner vorstellte mit der bittenden Frage, ob er mir nicht einen entbehrlichen „Bayer" überlassen könne. Man nannte so das gewöhnliche lateinische Wörterbuch nach dem Namen des Herausgebers.

Ich war schon zwölf Jahre vorüber, als ich in die Vorbereitungsklasse des Gymnasiums aufgenommen wurde. Nach einem Jahre erhielt ich den Studentenmantel, den der Gymnasiast durch vier Klassen zu tragen hatte. Das Gymnasium

stand noch auf dem alten jesuitischen Fuße. Religions-Unterricht und kirchliche Uebungen nahmen viel Zeit weg. Zwar den Wechselgesang der lateinischen Psalmen machte ich Sonn- und Feiertags nach Mittag gern mit; auch unter der Frühmesse ließ manches in naivem Kirchenlatein gereimte Lied sich frisch wegsingen: nur das Beichten fing an, mir lästig zu werden. Obschon es mir seit meinem siebenten Jahre oft genug vorgekommen war, nahm ich es doch immer noch zu ängstlich, und fürchtete der wichtigen Handlung nicht genug zu thun. Ein innerer Widerspruch, dessen ich später erst recht klar wurde, fing an, sich zu regen, der nämlich meines natürlichen Leichtsinns im Thun und Lassen mit meinem eben so tief wurzelnden Ernste für das Rechte und Gute, verbunden mit ängstlicher Angewöhnung an das Kirchliche. Dieß Naturel war in sofern ein recht katholisches zu nennen, als die Kirche selbst sehr streng in der Lehre und ungemein nachsichtig im Leben zu sein pflegt. Nun sollte ich mich oft

genug dessen anklagen, was im Augenblicke des Handelns sich gar nicht anders hatte machen lassen, und ich konnte mich tagelang ängstigen, daß es mir an wahrer Reue und Leid so wie an festem Vorsatze fehlen möchte, das Begangene nicht wieder zu thun.

Inzwischen ward das geistliche Fürstenthum Fulda säcularisirt, und ging an den Prinzen von Oranien über. Neue Menschen, neue Ideen kamen in die Staatsverwaltung. Auch die Schulen sollten eine Umgestaltung erfahren, und der bekannte Skizzenschreiber Meißner traf als Studien-Director ein. Zu den lebhaftesten Eiferern, die sich, freilich nur mit Worten, der Invasion des Protestantismus in das reinkatholische Land widersetzten, gehörte unser bisheriger Gymnasialdirector Pfister, — ein kleiner, in gebückter Haltung verwachsener Priester, engherzig-fromm, bei ausgebreiteten Kenntnissen bornirt. Wie bemüht war er nicht, uns vor seinem Abtreten mit Sprüchen der Kirchenväter, wie mit Stacheln und Schuppen, gegen

die Einflüsse der Reformation zu panzern! Ein recht unwiderleglicher Beweis für die ausschließende Wahrheit der katholischen Kirche sollte uns darin an die Hand gegeben werden, daß man doch von jedem katholischen Priester auf den Bischof der ihn geweiht — von jedem Bischof auf einen Papst, der diesen eingesetzt habe, und in der Reihe der Päpste ununterbrochen bis auf den von Christus selbst bestellten Apostel Petrus zählen könne. Die Protestanten aber könnten, wenn das Glück gut wäre, allerhöchstens bis auf Luther hinauf kommen, wo sie dann entweder in die verlaßne Kirche zurücktreten, oder als Abtrünnige anderthalbtausend Jahre weit von der wahren Quelle des Christenthums entfernt bleiben müßten. Als ob ein ausgearteter Enkel darum besser d'ran wäre, weil er an üppigen Ahnen rückwärts bis auf einen einfachen, kerngesunden Urvater zählen kann! Was einst dieser gehabt hatte, fehlte eben den Enkeln, und worauf sich diese steiften, hätte jener nicht haben mögen.

So sehr aber bei dem ersten Zuflusse protestantischer Elemente das bisher ruhige katholische Fulda gor und gischte, und die geistlichen Eiferer das Gemisch aufrührten; so blieb doch das Volk bei aller katholischen Eifersucht nicht blind über die Gebrechen besonders der höhern Geistlichkeit. Von den Pröbsten hatte man die ungünstigste Meinung. Freilich kannte man in der kleinen Stadt zu genau den ärgerlichen Umgang, den die meisten Prälaten mit Frauen der angesehensten Familien pflogen. Spott und Späße darüber kamen selbst uns Knaben zu Gehör. Ein Gerücht aus jener Zeit gibt zugleich einen Beleg, wie das gemeine Volk noch in neuster Zeit geneigt ist, Mythen zu dichten. Ein in den neunziger Jahren aus Mainz nach Fulda geflüchteter Prälat, ein Mann von Welt und literarischen Verbindungen, besuchte täglich seine Freundin zu so bestimmten Stunden, daß man seinen Wagen nur — die hölzerne Glocke nannte. Als er jetzt in den ersten Jahren der oranischen Regierung starb, war rasch

das Gerücht verbreitet, — es spucke in seiner Wohnung; ein schwarzes Mutterschwein mit drei schwarzen Ferkeln umlaufe grunzend das Bett, auf welchem der Leichnam ruhe. —

Doch aus denselben Tagen widerwärtigen Glaubenseifers sind mir auch Momente echt religiöser Stimmung erinnerlich. Die Zeit der Jünglingschaft kam heran mit der schönen Begeisterung dieses Alters. Es lag in meiner Erziehung, daß alle schwärmerischen Regungen eine religiöse Stimmung annehmen mußten. Poesie und Kunst waren mir bis daher noch verschlossen geblieben; auf keine Höhe war ich noch geführt worden, wo ich einen Blick in das große Leben mit seinen edeln oder stolzen Zielen gethan hätte. So fand meine sich fiedernde Seele nur Flüge religiöser Inbrunst. Wie ließen sie sich beschreiben? Ich dachte nichts dabei, ich wünschte nichts, ich bereute nichts; ich athmete den reinen Aether, der die Gottheit umgibt; Schauer des Unendlichen stürzten über mich, die ich selbst körperlich zu empfinden glaubte.

Auch ließen sie, wie andre Schauer, die man im Leben kennen lernt, eine Erschöpfung, eine öde Stimmung zurück. Religiöse Andacht, poetische Begeisterung, Inbrunst der Liebe mögen sehr verschiedne Anwehungen des Ewigen sein, doch es bleibt immer dasselbe Menschenherz, das unter ihnen erbebt!

Wie nun den Jünglingen, sobald ihnen mit dem bunten Gefieder auch der Flattertrieb wächst, das bürgerliche Leben auf mancherlei Weise nachstellt: so sollte mir, wahrscheinlich aus einer Art von Ironie, weil ich doch einmal nur auf dem Kirchen- und Glaubenswege so vergnügt umher hüpfte, auch eine erste Schlinge aus einem geweihten Stricke gelegt werden. Wie ich nämlich kaum aus dem Gymnasium in's Lyceum übergegangen war, erhielt ich eines Sonntags die Einladung, den Pater Eustach zu besuchen, jenen Nonnen-Pater auf dem Frauenberge, dem ich einst die Messe bedient hatte. Begierig, was der von mir wollen möchte, eilte ich, sobald das schon

murrende Gewitter vorüber war, gegen Abend nach dem Bergkloster. Die sinkende Sonne hinter ausgeregnetem Gewölke strahlte durch das kleine Fenster in die Zelle, die ich betrat, und die den Blick in die herrliche Landschaft und nach dem Rhöngebirg hatte, über welchem noch die Ruine eines Regenbogens schimmerte. Freundlich schmunzelnd empfing mich der Pater mit der zähen Frage: Nun, wo hinaus mit der Feder? — Erst lachte er über mein verblüfftes Aussehen, dann erklärte er sich deutlicher. Er meinte nämlich, welches Brotstudium ich beabsichtige. Und da ich daran noch nicht gedacht hatte, suchte er mir die Wahl seines Ordens lockend zu machen. — Die oranische Regierung hatte nämlich nach Aufhebung des Kapuzinerklosters die Franziskaner noch fortbestehen lassen, und das Kloster suchte jetzt Kutten-Rekruten. — Sie müssen sich keine finstere Vorstellung von unserm Klosterleben machen, sagte der Pater. Vielleicht haben Sie auch von den belebten Ritterromanen gelesen, in denen man die Mönche gar

schwarz gemalt hat. Nein doch! Wir sind mit der Zeit fortgegangen, und es wird sogar neben der Theologie auch philosophischer Unterricht in unserm Kloster gegeben. Es kann Niemand den Kant besser verstehen, als unser gelehrter Polycarp Schmitt. Und wie würde sich Ihre liebe Frau Mutter freuen!

Schon aus natürlicher Gutmüthigkeit hätte ich diesen Antrag nicht schnöd abweisen können; doch mischte sich auch etwas Schalkhaftigkeit dazu, den Pater zu necken. Ich erklärte, die Sache verdiene eine ernste Ueberlegung, er möge mir Zeit gönnen. — Damit war der Mönch wohl zufrieden, und lud mich ein, ihn öfter zu besuchen. —

Wie ich nun nachdenklich den Berg hinab wandelte, tief unter mir die Stadt mit den sonntagabendlich rauchenden Schornsteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten, und die alten Lindenbäume unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: da ward mir bei dem Gedanken an eine Lebenswahl sehr wehmüthig. Ich war

frei gewesen, wie diese steigenden Lerchen: ich war es noch, und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelstellers niederzusetzen dachte. Es warnte und lockte mich zugleich: die Kutte gefiel mir nicht; allein es schmeichelte mir, daß man sich um mich bewarb. —

In der That besuchte ich den Pater Eustach öfter. Er bewirthete und unterhielt mich mit Klosterangelegenheiten. So zeigte er mir einst ein sogenanntes Agnus Dei — eine gelbe Blechmünze mit aufgeprägtem Lamme Gottes, die als geweihtes Amulet von Bäuerinnen an einem Oehre um den Hals getragen werden konnte. — Was glauben Sie, daß ich damit mache? fragte er mit schlauem Lächeln.

Ich weiß es nicht.

Ich lasse Oel daraus schlagen. Ha, ha! Oel daraus?

Ja, ja! Das verstehn Sie wieder nicht. Ich schenke es einer jungen Bäuerin, die mir Lein

dafür schenkt, und aus dem Leine lasse ich Oel für's Kloster schlagen. —

Wer weiß, wie tief ich nach und nach in die Politik des Klosters eingeweiht, und vom Kloster-Interesse angebeizt worden wäre, hätte nicht nach einigen Monaten die Ankunft des Oberen über eine Anzahl Klöster einen rascheren Entschluß herbei geführt. Ohne von dieser Ankunft zu wissen, machte ich wieder einmal meinen Besuch. Eustach rief mir entgegen: Gut, daß Sie kommen! Der Pater Provinzial ist angekommen, und wünscht Sie zu sehen. Sie haben nun Zeit zu reifer Ueberlegung gehabt, und werden ihm Ihren Entschluß erklären können. Warten sie hier ein wenig, ich will Sie melden.

Er verließ die Zelle, und ging nach dem Refectorium. — Was nun? Mein Herz schlug; ich konnte nicht Ja sagen, und war zu blöd, ein Nein zu erklären. Eine täuschende Zusage zu geben, fiel mir bei meiner ängstlichen Wahrheitsliebe gar nicht ein. Also rannte ich aus der Zelle

fort, die Treppe hinab, schellte an der Pforte, flüsterte dem freundlichen Bruder Pförtner eine bläßliche Entschuldigung, und setzte, wie ein Reh, hinter dem die Büchse des Jägers geknallt hat, an der Gartenmauer des Klosters den Berg hinab. Im Uebermuthe meiner geretteten Freiheit malte ich mir dann die Gesichter Eustachs und des Provinzials aus, wenn sie in die Zelle kämen, um den Novizen zu prüfen.

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der schon, in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Ich war bloß einer dunkeln Abneigung gefolgt; denn wie hätte ich in meinem sechzehnten Jahre eine solche Angelegenheit für das Leben eigentlich prüfen können? Was wußte ich oder meine Mutter vom Leben, vom Wechselbedürfnisse eines Menschen und seiner Zeit? Wie hätte ich abmessen können, was das Leben bringt, und das Kloster nimmt? Kannte ich damals die Macht der Triebe, die eines Mannes Herz darum nicht ungeschoren

lassen, weil etwa sein Scheitel geschoren ist? Und wenn ich erst Armuth, Keuschheit, Gehorsam geschworen, die edelsten Keimaugen des Lebens, — die Sprossen der Thätigkeit, der Liebe und der Ehre zerdrückt hätte: sollte ich vielleicht eine Aussöhnung mit dem dreiknotigen geweihten Lendenstricke darin finden, daß derselbe wenigstens doch über dem schwellenden Bauche nachgab? Wie konnten wir das und noch so Manches überlegen? Meine Mutter maß das Leben mit ihrer Nähnadel, und ich flatterte an dem Faden, der im Oehre dieser Nadel hing. Berathende Freunde hatten wir nicht. Die Sorge um meine mittellose Zukunft, — jene Angst, die den Klöstern und dem Klerus so viel dürftige, heuchelnde Zöglinge wirbt, ging an der gottvertrauenden Seele meiner Mutter und an meinem eignen leichtgesinnten Herzen vorüber. —

In den drei Jahrgängen des Lyceums zu Fulda wurden auch philosophische Vorträge nach der hergebrachten Eintheilung in Logik, Metaphysik

und practische Philosophie gehalten. Kaum thaten wir hier, zum erstenmal außerhalb der Kirche, einen Blick in die Welt; so regte sich in mir ein lebhafter Widerspruch gegen die Hauptsatzungen des Katholizismus. Ich schrieb einen Aufsatz gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, der mir die ernsthafteste Warnung eines der katholischen Professoren zuzog. Aber meine Vernunft schien plötzlich zu erwachen, und sich so mancher Dogmen als ängstlicher Träume entschlagen zu wollen. Ich dürfte kaum sagen, daß ich mit Zweifeln zu kämpfen gehabt hätte; es waren siegreiche Zweifel, die mir entstanden. Nur einer schweren Stunde der Zweifelsangst erinnere ich mich. Es war ein Festtag, an welchem wir schulordnungsgemäß zum Abendmahl vorbereitet in der Kirche standen. Da plötzlich in meiner langjährigen Glaubensgewohnheit kam mir dieß „hohe Geheimniß" als eine grausenhafte Gotteslästerung vor. Den wahren Körper der Gottheit sollten wir genießen. So weit schien sich mir noch kein Heidenthum verirrt

zu haben: Ich hing während der Messe dieser Betrachtung nach; die Orgel fluthete an mein banges Herz; durch die hohen Kirchenfenster schimmerte blau und sonnig der Frühlingsmorgen; unter den Bildern an hoher Wand hing das Gemälde einer heiligen Nonne, die aus offner Brust ihr Herz genommen hatte, und es flammend zum Himmel empor reichte. Wahrlich! Mir auch war das Herz entbrannt; in andächtiger Stimmung war ich des besten Willens mir bewußt: doch vor einer Gotteslästerung schauderte ich zurück. Und schon hielt uns der Priester den Kelch hin, und zeigte die Hostie mit den dreimal wiederholten Worten: Agnus dei, qui tollit peccata mundi; die Mitschüler erhoben sich, um gesenkten Auges und mit gefalteten Händen nach dem Tische zu wandeln. Da rief es in mir: Dich hat der Himmel gewarnt, geh' nicht mit denen, die Gott lästern! Dann aber fast zu gleicher Zeit: Eile, Verblendeter! Dein Klügeln ist eines bösen Geistes Einflüsterung. — Eine unsägliche Angst befiel

mich, die Kniee wankten, meine Kehle war trocken. — Was mir half? Der Jesuit, der in jedem denkenden Katholiken zwischen dessen Vernunft und dem Glauben einen Schlupfwinkel hat. Dieser flüsterte mir zu, ich möchte nur gehen, aber mit dem geheimen Vorbehalt, den Gang nicht gethan zu haben, wenn ich mich einst eines Bessern überzeugen sollte.

Wer sich aus eigner innern Entwicklung einem grassen Supranaturalismus entreißt, fällt gewiß zuerst einem handfesten Rationalismus in die Hände. Im Uebrigen wird es aber vielleicht nicht Jedem ergehn, wie mir, daß er sich nämlich noch lange vergnügt in den Ceremonien einer Kirche schaukeln läßt, an die er doch nicht mehr glaubt. So läßt man sich wohl auch mit gutem Wissen durch Schmeichelkünste einer Geliebten noch lange hinhalten, wenn man ihr auch nicht mehr traut. Doch will ich, zum Tadel für mich selbst, gestehen, daß ein entschiedner Geist weniger in solche Widersprüche gerathen wird, als ein träumerisches Herz.

Wenn wir jungen, glaubenslockern Freunde leicht fahren ließen, woran wir uns nicht mehr halten konnten, ohne uns dabei viel mit Zweifeln abzuängstigen: so begünstigte uns hierin unser Alter und die Zeit. Wir waren eben jung, nach allen Richtungen des Lebens hinflatternd; im bürgerlichen Leben gab es damals keine religiösen Streitigkeiten; die Kriege Napoleons füllten die Welt, und unsere Herzen setzten die Frühknospen der Liebe an.

Das dritte Jahr des Lyceums ging zu Ende, und es galt, sich für ein thätiges Leben zu entschließen und vorzubereiten. Ich räthselte noch mit mir selber (denn ohne Mittel und Freunde war guter Rath theuer) — was aus mir werden sollte, als unerwartet das Seltsamste schon aus mir geworden war, was aus einem Studenten werden konnte, der statt einen Ueberrock zu seinem zwanzigsten Geburtstage zu bestellen, einen Hochzeitfrack zu seiner Verehlichung beeilen mußte. Dem Kuttenstricke war ich durch eine innere Stimme

entgangen: in diesen Bund zog den Widerstreben-den ein unauflösliches Wirrniß. —

Dieser Lebensfaden kann hier nicht ausgezogen werden. —

Eine so frühe und höchst unglückliche Verbindung hatte zunächst auf die sittliche Kraft des Lebensmuthes und auf die tröstenden Kräfte der Phantasie einen entschiednen Einfluß, weniger aber auf religiöse Ansichten. Viele Jahre lang ließ ich das Kirchliche hingestellt sein. Ich meine kirchliche Fragen und Lehren; denn an den Ceremonien blieb ich fortwährend mit zarten Wurzeln hangen, und sog für mein Gefühl eine Nahrung ein, die sich zu ganz kirchenwidrigen religiösen Ueberzeugungen verwandelte. Ich wüßte kein katholisches Dogma, das ich geglaubt hätte. Und die Aszetik der Kirche, — wie kleinlich erschien sie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die Fasten und Peitschenhiebe des Lebens erwog, die mir auferlegt waren, und die ich mit stolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück,

wenn er mir zu einer fremden Freude winkte: aber der ernste war mir eben so willkommen, wenn er in einsamen Stunden die Orgel in meiner Brust rührte, und die Kerzen der heimlichsten Andacht anzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Weltaltar für den Unaussprechlichen, dem ich es überließ, ob er lieber theologisch oder lieber philosophisch-dreifaltig sein mochte; nur ein Dankgebet stieg auf, für das beseligende Gefühl des Daseins; auch ein Opfer fand statt, — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigne Mängel und über fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erlosch niemals, — daß uns eine Gotteshand führt. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muthes in das Leben trat, kümmerte mich das Geheimniß der Gnade wenig, so lange ich eine tiefursprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlösung, die, wenn auch nicht die Welt, doch unsern Willen frei vom Zwang des Bösen gemacht hat.

Dennoch mochte auch hierin wieder mein Naturel viel katholischer sein, als ich es dachte, und wie diese mütterliche Kirche sehr nachsichtig mit den mangelhaften Werken derjenigen ist, die nur ihrer rührenden Andacht gläubig bleiben: so mag ich es wohl grade an jenen Tagen, da mein Herz so voller Aeolsharfenklänge eines Wehens von oben war, oft genug an energischem Handeln haben fehlen lassen. Und wie oft wird man nicht selbst an diesen frommen Gefühlen irre! Darf man jenen Rührungen, die vielleicht bloße Stimmungen der Eingeweidnerven sind, so großen Werth um deßwillen beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an die Gottheit zum Exponenten gibt? Oder verhält es sich in der That umgekehrt, und bebt das Uebersinnlich-Heilige, wenn es sich dem Menschen in Akkorden der Andacht verkündigen will, gerade in jenen niedern Nervensaiten, wie ja wirklich auch die zartesten Harmonien in Darmsaiten erklingen?

Absterbende Organismen der Natur gewähren

jeglichem Beschauer den gleichen Anblick hier noch grünender, dort schon vertrockneter Theile. Anders ist es mit den Organisationen des Geistes. Darum läßt sich auch hinsichtlich des für die Menschheit absterbenden Katholizismus nicht bestimmen, für welche einzelnen Menschen er noch sein volles Leben habe. Derselbe Zweig, der den Einen schon kahl anstarrt, fächelt den Andern noch mit welken Blüthen. Aber so überaus mächtig ist die Lebenskraft einer Kirche, die einst eine ganze Welt mit Wundern erfüllte, daß sie noch immer mit einem ihrer tiefsinnigen Gebräuche, oder mit der Zauberformel eines Gebets religiöse Gefühle selbst in einem ihr abtrünnigen Herzen anfacht. Oder übt die Kirche vielleicht auch diese Macht auf ein abtrünniges Herz nur durch den, diesem selbst einwohnenden Zauber der Erinnerung? Genug, ich besuchte auch noch in dem protestantischen Hanau, als ich im Staatsdienste dahin versetzt wurde, die katholische Kapelle, in deren kahlem, engem Raume sich die Bewegungen der Messe nur kümmerlich

ausnahmen. In dieser regsamen und vergnüglichen Stadt, vor Fulda durch vielseitige Thätigkeit und anmuthige Lebensbildung ausgezeichnet, herrscht zugleich eine auf diese Bildung gegründete oder auch durch geschichtliche Entwicklung herbeigeführte Toleranz, die an Indifferentismus streift. Ich sage — durch geschichtliche Entwicklung; denn jene eifrigen Wallonen, geschickte Weber und Goldschmiede, die einst um des verfolgten Glaubens willen ihr Vaterland verlassen konnten, scheinen damals das ganze Familien-Kapital des Religionseifers verbraucht zu haben. Und nachdem sie hier, am flachen Ufer des ruhig strömenden Main, heitern Willkomm und bequemen Raum für den Webstuhl und das Werkbrett gefunden, vererbten sie ihren Nachkommen nur die ganz unverbrauchte Ersparniß an Lebenslust. Von Sekteneifer kam im bürgerlichen Verkehr nichts vor; einige Betbrüder belächelte man, wenn sie Einem von einem Landhause her auf dem Philippsruher Wege in schlichtem Ueberrock und unter

breitem Hut zur Erde blickend begegneten. Noch weniger bekümmerte man sich um die literarischen Fehden, die — des lieben Friedens halber — zwischen Katholizismus und Protestantismus in ältern und neugegründeten Zeitschriften geführt wurden.

Da geschah mir unerwartet durch einen Freund eine Aufforderung des Pfarrers Friederich in Frankfurt, an dessen neugestiftetem „Protestanten" — einer gegen den „Katholiken" gerichteten Zeitschrift — Theil als Mitarbeiter zu nehmen. Dieß seltsame Zutrauen fand in mir jenen leicht aufregbaren Trotz, mit dem man sich so gern gegen eine Partei auflehnt, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören. Daneben hatte mich ohnehin schon die schleichende Reaction der Römlinge, das wieder erwachende Pfaffenthum im Stillen verdrossen. Und soll ich hinzu setzen, daß man zuweilen auch sein Vergnügen darin findet, auf paradoxe Weise unklug zu sein? Kurz, ich gab jener Aufforderung nach, und lieferte kleine

Betrachtungen über katholische Dinge. Da mir Laien das schwere Rüstzeug fehlte, so führte ich mit desto mehr Laune die leichten Waffen eines Freiwilligen. Und doch ist der Spott meist viel ehrlicher, als wofür er gewöhnlich gilt: er trennt rascher, was einer angefochtnen Sache abgefault noch anklebt, und erweckt, was ihr nur lau angehört, zu neuem eifrigen Leben. Dann muß es freilich ein Spott sein, der vor dem wahrhaft Heiligen seine Waffe senkt. Und so war der meinige. Die kleinen Betrachtungen fanden Beifall, so daß es dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt ganz recht war, als ich sie, mit manchen noch ungedruckten vermehrt, bei ihm unter dem Titel: „Rosenkranz eines Katholiken" herausgeben wollte. So erschienen sie 1829. —

Das Buch liegt vor, und ich selbst weiß nur zu sagen, daß die Katholiken über giftige Dornen schrien, und viele Protestanten den Duft der Rosen lobten. — Was die Dornen anbelangt; so machte das bischöfliche Domkapitel in Fulda noch in

demselben Jahre selbst eine Lese davon, die es mir durch den katholischen Pfarrer in Hanau mit dem Begehr vorlegen ließ, mich zu rechtfertigen oder zu widerrufen.

Es liegt nicht in meinem Zweck, auf dem verschlungnen Pfade zu einem freien Ausblick auf ein großes Zeitinteresse mich bei den Verhandlungen aufzuhalten, die nunmehr mit jener geistlichen Behörde unvermeidlich waren. Die Stellvertreterin der Kirche sprach in dem ruhigen Tone, der scharf und streng tadelt, aber mild und mütterlich ermahnt. Und wenn ich nun nicht erwarten durfte, mein Buch vor einer solchen Obrigkeit gerechtfertigt zu sehen, so wollte ich diese dafür auch nicht erwarten lassen, daß ich es widerrufen könne. Belehrungen, die schriftlich und mündlich versucht wurden, konnten zu nichts führen, weil jene Lehren und meine Ueberzeugungen unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen lagen. Zwar die geistlichen Herren schienen einen unparteiischen Standpunkt wählen zu wollen, indem sie mir zur

Selbstbelehrung eine Schrift des protestantischen Tholuk über dessen Lehre von der Sünde und dem Versöhner zustellen ließen. Allein, sollte ich denn gerade um Tholuks willen — römisch-katholisch glauben? Hinter Tholuks Rücken wurde zugleich mit der Excommunication gedroht. Ich hielt für das Beste, um eine Frist zur nochmaligen Prüfung der verhandelten Sache nachzusuchen. Es schien mir, als ob auch das Fuldaer Domkapitel der Besinnung bedürfe, nämlich auf die Zeit, in welcher es eine Excommunication aussprechen wollte. Als aber nach Ablauf von Jahr und Tag eine wiederholte „liebevolle" Ermahnung zum Widerruf meines Rosenkranzes mit Androhung einer förmlichen Excommunication erfolgte: so blieb mir nichts übrig, als eine solche verjüngungslustige Kirchengewalt in ihre engsten Schranken zurück zu drängen. Ich rief den Schutz des Ministeriums gegen jede in's Leben greifende Excommunication auf, und es erfolgte ein gemeßnes Verbot an den Bischof in Fulda. Dieser blieb nun auf

seine bloße Kirchengewalt beschränkt, nach welcher er ganz im Stillen ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anschlag an der Kirche einen Bann verhängen konnte. — Und so schloß denn „Johann Adam Rieger durch Gottes Barmherzigkeit und mit Bestätigung des apostolischen Stuhls Bischof zu Fulda" schriftlich, durch Verfügung an den Pfarrer, den Verfasser des Rosenkranzes eines Katholiken von seiner Kirche aus. „Gegeben am Michelsberge zu Fulda den 25. Juni 1831." —

Später fand doch diese stille That einen Posaunenstoß in der Aschaffenburger Kirchenzeitung.

Unrecht vom Standpunkte des Bischofs oder auch nur zu tadeln war es gewiß nicht, wenn derselbe einen Katholiken, der einen solchen Rosenkranz für sich betete, von der Kirche ausschließen wollte. Dennoch gestand selbst der katholische Pfarrer in einem Bericht an seine Vorgesetzten ein, — es dränge sich jedem „Unbefangenen" die Ansicht auf, daß es am zweckmäßigsten gewesen wäre, die ganze „Geschichte" mit dem Verfasser

des Rosenkranzes zu ignoriren. Allein die Räthe des Bischofs, die also von dem Pfarrer selbst zu den Befangnen gezählt wurden, waren noch zu lebhaft jener alten Zeit eingedenk, wo der Bischof neben dem Krummstab auch das Schwert geführt hatte. Sie gönnten sich den unsäcularisirten Jubel, nach so viel unfruchtbaren Jahren wieder einen neuen Bischof zu haben, der glücklicher Weise für ihre Gesinnung ein alter, lenksamer, kranker Mann war. Und alle diese Auto da Fe-Lustigen kannten überdieß den Verfasser des Rosenkranzes persönlich.

Im Ganzen war der ausgesprochne Kirchenbann ein Gewinn für beide Theile: das Kapitel hatte nun für seine doch einmal angefangnen Akten einen Schluß, und der Excommunicirte war aus einem unbestimmten zu einem entschiednen Zustande hingewiesen.

Eine Frucht, aus ihrer Kapsel gesprengt, ist nur desto freier für Luft und Boden, unter deren Einflüssen sie ihre Entwicklung durchzumachen hat. Jeder Uebergang in neue, wenn zumal höhere Zustände, ist aber mit eignen Aengsten verbunden, im Menschenleben, wie in der Geschichte — dem Leben der Menschheit. Daher sind religiöse Menschen nicht gern ohne Kirche; sie glauben, sich in der gewohnten Hülfe, wenn auch nur aus Gewohnheit, leichter fassen zu können, und am Ende ist es nichts weiter, als daß sie aus Mangel an Selbstständigkeit eben nur gefaßt sein wollen. Ein Kind, das zum ersten Mal von der führenden Hand frei gelassen wird, ist voll Angst und Beben; und der Mensch, der zum ersten Mal religiös selbstständig sein soll, glaubt sich im Unendlichen verloren, wenigstens in's Unendliche sich zu verlieren. Ich machte die Erfahrung etwas anders. Viele Jahre schon hatte ich mich in der gesprungenen Kapsel des Katholizismus als ein abgefallener Kern gehalten, der zuletzt auch

im oben erwähnten Schriftchen — lose rasselte. So hatte ich mitten in der großen Petruskirche die Uebergangskrise des Protestantismus für mich im Stillen auf innerliche Weise bestanden, wie solche vor dreihundert Jahren äußerlich so viele Länder durchgoren hatte. Daher fand ich mich, durch Excommunication aus der Kapsel ausgeworfen, eben nicht verlegen: der lose Zustand war nun ein freier geworden.

Einer, der den Protestantismus auf solche Weise am katholischen Stamme selbst besteht, fühlt natürlich diese religiöse Krise anders, als Einer, der im Protestantismus geboren, ihn als einen festen, selbstständigen Zustand gewohnt ist. Ich aber konnte ihn in keiner seiner bestehenden Gestalten für eine eigentliche Kirche ansehen, und kann es auch dermal nicht, wo die einst verworfne päbstliche Unfehlbarkeit von den jungen Pastoren für ihre symbolischen Bücher oder gar für ihre eigne Person in Anspruch genommen wird. Und war mir innerhalb des Katholizismus der Verfall

der Kirche nicht unbemerkt geblieben; so sah ich im Protestantismus nur das Abbrechen derselben und in den evangelischen Kircheneinrichtungen nur die Nothkapellen für die Arbeiter am Abbruch und am neuen Aufbau einer zweiten großen Kirche des Christenthums. Aus diesem Gesichtspunkte konnte ich mich auch nicht entschließen, zu einer der protestantischen Glaubensgemeinden überzutreten. Ich fühlte mit tiefer Betrübniß das feuchte, faule Herbstwetter der Gegenwart, die noch weit entfernt von einem neuen Frühling und noch lange nicht aufgeräumt für eine neue christliche Kirche schien. Desto lieber blickte ich zurück, und betrachtete zuweilen, aus welchen Bausteinen sich die erste, nun baufällige Kirche einst errichtet hatte. Innigst überzeugt, das göttliche Christenthum bestehe in keiner äußern Form oder Kirche, sondern es sei nur schaffend-erlösender Geist, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervor rufe, dachte ich, — wann wohl wieder einmal dieser Geist so frei und hüllenlos in die Zeit blitzen werde,

wie er einst aus dem morschen Mosaismus hervor gezückt war! — Auf diesen Stamm mußte ich zurück kommen. In ihm war einst das religiöse Element des Lebens zu bloßer Staatsbildung verwendet worden; er hatte mit allen Wurzeln in das Irdische getrieben. Die mosaische Priesterschaft, von den übrigen Stämmen Israels allein besitzlos und unter alle Stämme vertheilt, diente nur als Spiralgefäß, um die Luft des Himmels durch den Staatsstamm herab bis in die Wurzeln zu führen. Die heiligsten Gebote wurden nur gegeben, — „damit du lang lebest auf Erden." Aus dem Geheimnisse des Gegensatzes, in welchem ja doch alle Schöpfungskräfte liegen, suchte ich mir faßlich zu machen, daß gerade aus einem in die tiefste Erde treibenden Stamme, die freieste Himmelsfrucht habe erwachsen müssen.

Die heilige Hülle dieser Frucht, Christus, war von Priesterfersen zertreten worden; das strahlengefiederte Samenkorn seiner Lehre, von den Aequinoctialstürmen der Zeit da- und dorthin getragen,

senkte sich in eine morsche, zerfallende Welt. Es war die Welt des römischen Staates, mit erstaunlicher Kraft und Klugheit aus Ländern dreier Welttheile zusammengefügt. Die Menschheit mußte erst alle Herrlichkeit der Macht, alle Ueberschwänglichkeit der Genüsse schauen und abschäumen, um das Gefühl der Leere und Ermüdung zu gewinnen, mit welchem sie die göttliche Weisheit von der Nichtigkeit des Irdischen und die Erquickung einer allein beseligenden Liebe aufnehmen sollte. Zu solchem Zwecke freilich glaubten die Römer nicht zu handeln, als sie mit ihren Legionen die Völker bezwangen, und drei Welttheile durch Straßen und Flotten verbanden. Aber aus Instinkt, wie der Vogel sein Nest, baut der Mensch die Weltgeschichte; mit Bewußtsein und Ueberlegung glaubt ein Jeder, wenn er *seine* Absichten erreicht, auch sein Werk gethan zu haben, wie der Vogel auch, indem er nistet, seinen heißesten Trieb befriedigt: doch wie dieser der Natur, dient jener der Vorsehung. Denn wie erlahmte nicht zuletzt die

Eitelkeit der Welt an den unaufhörlichen Siegen und Triumphzügen; wie übersättigte sich nicht der Genuß, der aus den scytischen Wäldern sein Pelzwerk, Teppiche aus Babylon, die kostbare Fracht der jährlichen hundert zwanzig Schiffe von der Küste Malabar, von der Insel Taprobana und die ekeln Leckerbissen aus allen Meeren bezog! Und wie verzweiflungsvoll war die größere Hälfte der Menschheit, die all' diesen Genüssen dienstbar war, — das Elend neben dem Ueberflusse, der Hunger neben dem Ekel! Und bleibt etwa solche Schwelgerei und solche Verzweiflung ohne die entsetzlichsten Thaten? Nein. Bald war die Zeit tief durchfault, und Verbrechen lasteten auf dem Bewußtsein der damaligen Menschheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entsündigungsmittel zusammenbrach. Die Gewissensangst greift zur tollsten Versöhnung mit dem Himmel. Man rannte nach den Taurobolien, — Reinigungen, denen sich Büßende unterwarfen, indem sie unter einem Gerüste das Blut geopferter Stiere auf

ihren Leib träufen ließen. Der schwarze, angeblich vom Himmel gefallne Stein, in welchem man zu Emesa die Sonne verehrt hatte, ward in feierlicher Prozession durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Rosse, mit reichen Decken behangen, ziehen den Wagen über vorausgestreuten Goldstaub. Der fromme Kaiser Heliogabal selbst führt die Zügel, rückwärts schreitend, um die rettende Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer dargebracht, — Thiere, köstliche Weine und Räucherwerk. Syrische Mädchen führen unter wilder Musik wohllüstige Tänze auf, und die ersten Beamten des Reiches verrichten in langen phönicischen Gewändern den Gottesdienst.

Eine Gegenwart zu begreifen, ist das sinnliche Volk wenig geschickt: sie zu genießen, oder ihr zu unterliegen, ist es allein gut genug. Doch um rückwärts und vorwärts zu blicken, sich zu ängstigen und zu bekümmern, stellen sich auch bei dem verworrensten und unruhigsten Menschen einzelne

Augenblicke ein, und rütteln ihn aus seinem Taumel auf. Und da erschallt ihm jetzt ein himmlischer Ruf: „Kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen seid, und ich will euch erquicken!" — Müde von Genuß oder Arbeit, beladen mit Sünde oder Knechtschaft — war es nicht alle Welt? Da wandelt mitten durch Jubel und Schmerz des Lebens, durch Ueppigkeit und Bettel, durch List und Erwartung, durch Wahn und Weisheit der Zeit eine stille Lehre, deren alle bedürftig sind, die alle Vergebung der Sünde, alle Verheißungen der Seligkeit, alle Kraft der Duldung und uneigennütziger Liebe verleiht. Mitten in der allgemeinen Sündfluth schießt ein Fels des Ewigen an, nach welchem hin sich jede Verzweiflung zu retten vermag.

Es ist hier von der Lehre der Liebe die Rede, einer Liebe, die mit dem Herzen zu den Menschen, und mit dem Blicke gen Himmel gerichtet ist, — einen Beruf auf Erden und eine Heimath — nein, eine Abkunft im Himmel hat.

Diese christliche Liebe bethätigte sich zuerst in kleinen Vereinen. Singend und betend wendete man sich an den Vater, Almosen sammelnd und Kranke pflegend an die Brüder. Der göttliche Meister hatte nur zwei Symbole hinterlassen: man vereinigte sich durch Taufwasser, und versammelte sich beim Brotbrechen. Es galt noch keinen sogenannten Kultus, sondern sich für das Leben zu erwecken. Christus war ein Seelen-Homöopath gewesen, und hatte die heidnischüppige, durch fette Opfer, Weihrauch und Tänze sehr herab gekommene Andacht — auf Wasser und Brot gesetzt. Seine Lehre nur war Lebensgeist. Und doch, wie bald setzte sich um diese Lehre her eine Kirche; — Eine Kirchengeschichte kann hier nicht geschrieben werden; allein es bleibt interessant, sich wenigstens der Materialien zu erinnern, aus denen die erste christliche Kirche entstand.

Der bloße, zarte Kern der Christuslehre überhäutete sich zuerst mit dem dünnen, anschmiegsamen Apostelthume. Doch schon in diesem bildet

sich ein Doppelkeimchen des Zwiespaltes für eine tausendjährige Zukunft. Petrus und Paulus, die Dioskuren der christlichen Kirche, leuchten der ganzen innern Entwicklung vor. Petrus, dem Altmosaischen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig, das Freigeistige derselben zu fassen, bildet den Stamm der sogenannten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeste, Werkheilige, kurz, das Hierarchische findet in der petrinischen Kirche alte Gunst und neues Glück. Paulus erfaßt den Geist des Christenthums und verchristlicht seine eignen und die Ideen seiner Zeit. Er will also ein Christenthum, das sich dem fortschreitenden Leben anschmiege. Aber schon er wird nicht begriffen; der beschnittne und beschränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apostel der Geistreichen und Geistesfreien, bildet, bis einst sein Bau an die Reihe kömmt, die Opposition der ersten Kirche. — Es steht uns frei, eine Vorbedeutung der ganzen christlichen Entwicklung darin zu sehen, daß Paulus,

der wirksamste Apostel, vorher als Saulus zu den heftigsten Verfolgern des Christenthums gehörte. Aus den beiden apostolischen Richtungen entfaltet sich das Priesterthum und das Ketzerthum, jenes langsam sich befestigend, dieses wandelbar und wechselnd.

Die Natur war das erste Priesterthum, dem sich der Mensch unterwerfen mußte. Aber er blieb nicht, wie seine thierischen Halbgeschwister, in treuem Glauben. Er wurde durch geistige Bildung ein Schismatiker, und kann er sich aus ihrem Kirchenverbande auch nicht ganz los machen, so bleibt er doch ein steter Protestant gegen die Natur. Mit ähnlicher Gewalt, wie diese, stellt sich überall das Priesterthum der religiösen Freiheit der Menschen entgegen. In den ersten christlichen Gemeinden hatte Niemand ein Recht oder ein Amt zu sprechen; aber es stand wohl den Aeltesten am besten an, das Wort zu führen. Ein Aufseher (Bischof) ward auch bald nöthig. Aelteste und Bischof brachten sich nun leicht durch Einsicht und

Klugheit ein persönliches Ansehen und einen Einfluß zu Wege, der langsam am Amte kleben blieb. Verhandlungen der getrennten Gemeinden unter einander, Kampf gegen frühzeitige Irrlehrer hob diesen amtlichen Einfluß mehr und mehr. Nun, wie die Gemeinden sich erweiterten und vermehrten, wurden Synoden nöthig, — Versammlungen der Bischöfe in der Art, wie sich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Joniens gemeinsam zu berathen pflegten. Indem man mit redlichem Eifer das gemeinsame Beste überlegte, ward man doch bald genug auch inne, daß zugleich eines Jeden persönliches Ansehen dabei nicht übel wegkam. Dadurch fanden solche Kirchenversammlungen im ganzen römischen Reiche Gunst. Durch Beschlüsse wurde Glaubenslehre und Kirchenzucht geregelt. Eine allgemeine Kirche bildete sich den getrennten Meinungen gegenüber. Hiermit entsprang aber auch ein Orden bevollmächtigter Sprecher, und stellte sich auf verschiedenen Stufen über die bloß vernehmenden Christen.

Die frühere Gleichheit in den Gemeinden zerfiel in Klerus und Laien.

Die Ketzereien, die von dieser Zeit an in der christlichen Welt nicht mehr aufhörten, müssen ein für alle Mal aus einer höhern Ansicht begriffen werden. Wir haben schon bei den ersten Aposteln gesehen, daß der geistreiche Paulus nicht verstanden wurde. Natürlich findet in einer Versammlung von Menschen, je größer sie ist, bei desto Mehren das Gemeine Anklang. Nicht anders ging es in den Konzilien, und das eben wuchs zum Stamme der katholischen Kirche zusammen, was den Meisten der versammelten Bischöfe gemein war. Das Geistige ist nur den Einzelnen zugänglich und faßlich. Die Ausbrüche dieses geistigen, des paulinischen Christenthums, die nach einer freieren Gestalt verlangen, als der petrinische, — petrificirende Katholizismus bildet, — sie eben sind die Ketzereien. Es ist wahr, die ketzerischen Ansichten, die wandelbaren, erscheinen meist so seltsam und wunderlich, wie die Kirchen-

lehren, die einen Bestand gewannen. Aber diese sogenannten Ketzereien sind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefesselten Christusgeistes, während die seltsamen Kirchensatzungen für den Siegesjubel des Weltgeistes zu erklären sind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelsen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht.

Unvermögend, der fröhlichen Kraft des Christenthums, das sich in allen Bildungen des Lebens versuchte, zu widerstehen, nahm die junge Kirche zur Befestigung einer Eintracht ihre Zuflucht zum Verstande, und arbeitete, die Einheit suchend, immer mehr auf eine Einerleiheit hinaus. Allerdings ist die Wahrheit nur eine; aber eine, die sich in vielen endlichen Erscheinungen immer nur theilweise abspiegelt, und die Summe aller getheilten Erscheinungen im Schooße der Gottheit niederlegt.

Nicht so bald hatte die Priesterschaft sich von

den Laien gesondert und über sie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Wesen annahm. Es entstand viel Redens über die Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, über die Wunder des Gebetes und Fastens. Es wird Gebrauch sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, einem alten Symbole, das schon in den ägyptischen Mysterien zur Bezeichnung des Durchschnitts der Sonnenbahn mit dem Aequator heilig gewesen war, für die Christen aber durch den Tod ihres göttlichen Meisters einen neuen Sinn gewonnen hatte. Und wie sich überall sinnliche Gebräuche gern selbstständig machen, weil sie in der Sinnenwelt sich zu Hause fühlen; so fing man auch früh genug an, bei der Taufe das Zeichen für die Sache, das Wasser für die Sinnesänderung zu nehmen. Abschwörungen des Teufels wurden damit verbunden, sogar bei Kindern, als ob jedes neugeborne Herz eine Herberge für Höllengesindel wäre. Am nutzbarsten machte sich aber die Polizeigewalt strenger Bußstrafen und erhob das

priesterliche Ansehen zu einem Vermittleramte zwischen Gott und dem Sünder.

Doch all' diesen Elementen! wie sie sich in einer seelenangstvollen, resignationseifrigen Zeit bekräftigten und verbanden, fehlte noch zum höchsten Wachsthume die Sonne der Gnade von der Höhe weltlicher Gewalt. Dieß Glück wurde jedoch der jungen Kirche unter Konstantins Regierung zu Theil. — Es liegt in der Natur der Hofgunst, daß sie begnadigte Interessen an deren Repräsentanten auszeichnet. Die Geistlichkeit kam also bei dem Eifer des Kaisers für das Christenthum gut weg. Sie wurde von bürgerlichen Lasten und Diensten befreit, und man durfte die Kirchen in Vermächtnissen bedenken. Wie schnell fielen jetzt Güter und Schätze vom Herzen derjenigen, die damals so bekümmert um das Jenseits waren, in die Hände derer, die das Ewige besorgten! Ehren, Macht und Reichthümer eilen jetzt dem Katholizismus zu. Die Zeitverhältnisse machen ihn groß; aber er vergißt dabei, wie die Zeitverhältnisse sich

ändern dürften; er fürchtet nicht, daß er, mit dem Weltlichen beschäftigt, die Kraft verlieren könnte, vom Weltlichen zu erlösen. —

Zu diesen Zeitansichten kam bald eine große Ahnung des nächsten Weltschicksals. Ein gewaltiges Weltreich, die römische Monarchie, fängt bei innerer Fäulniß und äußerem Völkersturme zu wanken an. Die Welt bangt. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen soll, welches fühlende Herz muß nicht das Irdische verschmähen? — Jahreszeit und Witterung bringen manche wechselnde Krankheit mit: die Wechsel der Weltgeschichte scheinen ähnlichermaßen auf die Stimmungen der Menschheit zu wirken. Grade die edelsten Herzen ergriff damals ein Widerwille am Irdischen, das sie doch eher als durch das Christenthum erlöst hätten ansehen und frisch erbauen sollen. Doch in der That das Verschmähte ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt, das Verfallende wegzuräumen, entstand das Insektengeschlecht der Mönche. Ihnen,

den Verächtern der Welt, wirft die Welt ihre Schätze zu. Diese häufen sich in Klöstern. Hierher schleppen reiche Novizen ihr Erbe; in Vermächtnissen werden die Gesellschaften bedacht, die selbst kein Testament machen. So häufen sich denn auch die materiellen Stoffe, um eine Weltkirche zu erbauen. — Werden nicht die edelsten Schätze aus den Felsen gehoben? Der Fels der Kirche verschließt sie wieder. Die Welt erkrankte am Ekel des Irdischen: sie rettet sich durch den Ausbruch dieser Krankheit — durch das Mönchthum. Denn nun baut dieses in Sonnenglut die Erde an, trocknet Sümpfe und rottet Wälder um, oder es zieht in stillen Zellen auf selbstbereitetem Pergamente die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Waizenkorn des Himmels grünt unter seinem Kreuzspaten auf, und sein Griffel überwintert für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung die Körner der alten Wissenschaft.

Ein Ereigniß der frühsten Zeit war von den wichtigsten Folgen für die Entwicklung der katholischen

Kirche. Kaiser Konstantin hatte nämlich, obschon zum Christenthum übergegangen, doch die hergebrachte heidnische Würde eines Oberpriesters (pontifex maximus) beibehalten. Wie leicht hätte es sich da bei der bischöflichen Lust zu predigen, die ihm eigen war, fügen können, daß zur weltlichen Gewalt die geistliche gekommen, und ein christliches Sultanat zum Nachtheile der europäischen Bildung entstanden wäre, die sich späterhin gerade unter den Kämpfen dieser beiden Gewalten so frei entwickelt hat. Statt dessen legte jener Kaiser, freilich unbeabsichtigt, den Grund zu einer heilsamen Trennung beider Gewalten. Denn nach langen Kämpfen mit seinen Mitregenten, durch Glück und Mordthaten Alleinherrscher geworden, erbaute er an der Grenze zwischen Europa und Asien Konstantinopel zum neuen Herrschersitze. Da ihm jedoch die alte Glorie Roms nicht hinüber folgte, so drückte sich nach und nach ein frommer Bischof in diesen Glanz, und setzte endlich vor den eindringenden nordischen Völkern die erledigte Herrlichkeit

auf sein Haupt. Zuerst nämlich hatten sich die Bischöfe der Reichshauptstädte mit dem Titel eines Patriarchen über die andern erhoben. Dann wurde auf der Synode zu Konstantinopel im Jahre 381 — nachdem die Versammlung vorher dem heiligen Geiste die gleichvolle dritte Persönlichkeit in der Gottheit votirt hatte, — auch dem römischen Bischofe der Rang vor dem Patriarchen zu Konstantinopel zuerkannt. Wenn nun auch im Himmel über die dem heiligen Geiste gemachten Zugeständnisse sich kein Streit erhob; so blieb doch der Bischof zu Konstantinopel nicht gleichgültig bei dem, seinem Kollegen in Rom zugesprochnen Vorrang. Lange Streitigkeiten entstanden.

Inzwischen bildete Gregor der Große das kirchliche Ceremoniel aus, dessen fortdauernde Gestalt der Katholizismus hauptsächlich ihm verdankt, der durch ein eigenthümliches Gemisch von Einfalt und Gelehrsamkeit, Demuth und Stolz, Schlauheit und Aberglauben der Mann seiner Zeit war. Er erhöhte die blendende, schauervolle Pracht des

Gottesdienstes, ordnete den Meßkanon und den Festkalender, und führte den bunten, wechselnden Schmuck der Gewänder ein. Man kann sagen, Gregor habe zuerst zu Gunsten der sich einrichtenden petrinischen Kirche die Intestat-Erbschaft der alten Göttertempel angetreten. Und welch' ein reicher Haushalt fand sich da nicht vor! Feste aller Art, — Demeterfeste, Thesmophorien, die Megalesien, Ambarvalien, Saturnalien und andre; dann Prozessionen aller Art; ferner Geräthschaften aller Art: purpurne Priestermäntel, phrygische Mützen, Pauken und Hörner, Kerzen und Fackeln, Weihrauchvorräthe, heilige Bilder, die einst zum Erstaunen geschwitzt hatten, Isisklappern, Fichtenzweige als Bußgeißeln, Lorbeerzweige als Weihwedel, und — wer nennt Alles, was einst die Heiden gebraucht hatten, und was sich nun für die petrinische Kirche bräuchlich machen ließ. — So bildete sich das Ceremonienwesen zu den Entwicklungen des Lehrgebäudes durch die Konzilien. Dann that derselbe große Gregor noch einen folgereichen Schritt.

Phokas, ein Hauptmann im griechischen Heere, hatte an der Spitze empörter Legionen sich des griechischen Thrones bemächtiget, und den Kaiser Mauritius nebst dessen Kindern ermorden lassen. Diesen rohen, rothhaarigen, mißgestalteten, bartlosen Kaisermörder begrüßte zur Thronbesteigung der Bischof Gregor, und freute sich, daß des Phokas „milde Frömmigkeit“ auf den kaiserlichen Thron gelangt sei. Phokas bezeigte sich erkenntlich und erklärte unter Gregors zweitem Nachfolger durch ein eignes Hofdekret (Kabinets-Ordre) den römischen Stuhl für den vornehmsten in der Christenheit und den Bischof zu Rom für das Haupt der Kirche. —

Die petrinische Kirche stand im Rohen fertig, wenn auch die spätere Zeit noch daran zu vollenden hatte. — Die Weltlage und vielleicht noch mehr die natürliche Entwicklung der Liebe, die sich ja entsagend und leistend bethätiget, brachte es mit sich, daß das Christenthum zuerst mehr negativ, als Weltverachtung, auftrat. Resignation

auf Alles, was die Welt hoch gehalten, worin sie sich versündigt hatte, — Herabwürdigung der Erdengüter, Verschmähung der Lebensfreuden, Demuth eigner Einsicht, Hingebung eignen Willens hatten ein unerschöpfliches Material von sich gethan, aus welchem eine so prachtvolle Kirche, wie die erste des Christenthums, erbaut werden konnte. Aber die aus Resignation der Welt entstandne Kirche konnte nur durch dieselbe fortdauernde Resignation bestehen, und da die Welt sich ihre Güter und Gelüste nicht lange kürzen oder entziehen läßt: so hielt die Kirche desto nachdrücklicher die höchsten geistigen Güter der Menschen fest; indem sie Verzicht auf eigne Forschung und auf selbstständigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich unterhielt sie mit aller Beharrlichkeit den doppelten Zwiespalt, — jenen ursprünglichen zwischen Petrus und Paulus, und den spätern zwischen Rom und Byzanz. Ich will sagen, — die petrinische Kirche verfolgte den paulinisch-freien Geist in den vielfältig aufkommenden Sekten, in

denen sich die gesunde Lebendigkeit des Christenthums gegen dessen Petrification hervor that, und suchte zugleich die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt bis zur eignen Unabhängigkeit, ja bis zur geistlichen Oberherrlichkeit auszubilden.

Höchst merkwürdig kam ein Drittes hinzu. Die sinnliche Andacht der Kirche steigerte sich nämlich bis zur Anbetung eines Körpers. Papst Urban der Vierte, früher Archidiakon in Lüttich, setzte nämlich gegen Ende des 13ten Jahrhunderts das von schwärmerischen Frauen jener Stadt aufgebrachte Fest des Frohnleichnams ein, in welchem nicht mehr der menschgewordnen Gottheit, sondern der uns Allen gemeinsamen Hülle, in welcher sie erschienen war, eine Anbetung geweiht wurde. An den Kerzen solcher Andacht entzündete sich die verwandte Sinnlichkeit des Lebens. Die edelsten Organe der lebendigen Kirche, die Geistlichen und Mönche, die sich an den von der gläubigen Welt einst resignirten Gelüsten übernahmen,

erkrankten am Tiefsten. Ein Gefühl der Lasterhaftigkeit ergriff, wie einst in der heidnischen Zeit, alle Stände, und führte zu jenem Unsinn rasender Bußübungen, der ein Vater neuer Ungeheuer ward; wie sich ja die umherziehenden Geißlerbrüderschaften zuletzt in Räuberverbrüderungen auflösten.

Ueber dieser neuheidnischen Sündfluth fanden nun die weltliche Macht und das paulinisch-geistesfreie Ketzerthum ein gemeinschaftliches Interesse gegen die bestehende Kirche. Diese Interessen verbanden sich zuletzt mit wechselseitig geliehenen Waffen zu jener kirchlichen Opposition, die späterhin unter dem Namen Protestantismus nach blutigen Kämpfen einen staats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte.

Wenn ich nun hiermit meine Ueberzeugung andeuten will, — der Protestantismus sei nur im Abbruch der alten Kirche begriffen, und entbehre des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche: so bin ich doch weit davon entfernt, das Christenthum selbst für erschöpft, und die Welt

einer neuen Lehre für bedürftig zu halten. Vielmehr bin ich des festen Glaubens, daß nach Abbruch oder vielleicht schon neben dem Verfall der petrinischen Kirche sich die paulinische erbauen werde. Hat nicht die Liebe, mithin das Christenthum als Religion der Liebe, neben dem negativen Pole des Entsagens noch den positiven des Leistens zu bewähren? Und ist dieser nicht erst der eigentlich schöpferische, unerschöpfliche? —

Was ließe sich aber von dieser zweiten Kirche mehr sagen, als daß sie eines Tages erbaut sein wird? Der Mensch reicht nur mit Bedürfnissen, nicht mit Einsichten in die Zukunft; das wunde Herz der Menschheit hat nur das Vorgefühl eines Wechsels der Zeit, und die Vorsehung behält sich die Ueberraschung vor. So viel nur läßt sich voraussehen, daß die paulinische Kirche ihre Bausteine nicht aus der Verschmähung, sondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird. Noch zu keiner Zeit war die christliche Welt so rührig in Reformen, so thätig im Schaffen, wie heut.

Es ist Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, sie räumt auf, sie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich sage nicht, daß diese Kirche der anerkennendleistenden Liebe die Materien unserer Werktage heilig sprechen, das Fleisch unserer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die schaffende christliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die allein und vor Allem das Jahrhundert vom Aussatze der Genußsucht befreien, und die geschwollenen Knöchel des Materialismus heilen kann. Nur wird sie keine Resignation auf unsere Kräfte, auf unsere Rechte, ja nicht einmal auf unsere Neigungen, kein Verschmähen unserer Interessen, unserer Foderungen oder auch nur der Genüsse der Welt verlangen. Bloß eine Resignation müssen wir in der ersten Kirche der entsagenden Liebe gelernt haben, — jene nämlich auf Eigensinn, Eigenliebe, Eigenwillen. Wer aber blickte nicht auf dieß materielle Treiben und Trachten der heutigen Sonnabendswelt, ohne zu fühlen, daß der schaffende Menschengeist

sich nach einer Weihe sehnt, daß die Vermählung der mündigen Töchterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menschengeistes eine Einsegnung bedarf, daß die Kinder dieser Ehe, die Erzeugnisse des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?

Diese Weihen werden in der zweiten christlichen Kirche ertheilt werden, — einer Kirche, die das ganze Leben und alle dessen Seitenkapellen und Kreuzgänge mit einer durchsonnten Kuppel überdomen wird.

Einst stand die allgemeine Bildung der Welt im Einklange mit der katholischen Kirche. Damals, als, wie gesagt, das Zeitalter mit Wundern bevölkert war. Warum besucht die heutige Bildung keine Kirche mehr? — Die Geistlichkeit bewehklagt es; aber es ist begreiflich: die heutige Bildung hat eben keine Kirche mehr, die Bildung der Welt ist — excommunicirt. — Die Kirche sucht ihre Priester heut aus der Klasse hülfloser Studenten, und findet ihren Glauben auf den

untern Stufen der bürgerlichen Gesellschaft. Der Einzelne vereinzelt sich mit seinem religiösen Herzen. Dieß alte Leben der christlichen Kirche zerfällt in seine Atome, die das schöpferische Christenthum zu einem neuen Körper wieder verbinden wird. Einst that der Nachfolger des jäheifernden Apostels Petrus ganze Länder in den Bann; seit dreihundert Jahren excommunicirt die Petruskirche die ganze Bildung der Welt. Denn diese ist bereits von paulinischem Geiste durchweht. Was einst einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren, — ketzerisch, das ist jetzt, nicht in einzelnen Punkten, sondern im tiefsten Geiste, die gesammte Bildung der Welt; denn der peterskirchlichen Resignation entwachsen, will sie die Materien des Lebens gewürdigt, die Geister selbstständig, den Glauben nicht mehr römisch-mediatisirt, sondern himmelsunmittelbar wissen. —

In dieser Weltlage schien es mir keine innere Pflicht zu sein, daß man einer bestehenden Kirchen-

gemeinde angehöre. — Höchste Aufgabe für Jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt, durch edeln Willen und reine Gesinnung den wahren Geist des Christenthums zu begreifen, und in seinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weise zu entwickeln. Wie in frühern Tagen das Christenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: so läßt sich in jedem Lebensberufe und auf jeder Stufe der Bildung das Heilige darstellen und lebendig machen. Jeder soll sich selbst zu einem Bausteine der künftigen paulinischen Kirche bearbeiten, da diese eine Kirche des Lebens, aus Lebendigen gefügt, sein wird. —

Und wollten neben dieser Pflicht der Einzelnen die Regierungen noch ein Recht circa sacra geltend machen; so sollte es darin bestehen, daß sie in ihrer Furcht und Besorgniß vor den jetzigen Aequinoctialstürmen der Zeit ihr Heil nicht hinter bloß materiellen Interessen suchten, die nur den bedrohlichen Abgrund zwischen Elend und Ueppigkeit erweitern; sondern daß sie große, freie Gedanken,

edle Selbstständigkeit der Einzelnen und reges Gemeingefühl — mithin das, was gerade das Jahrhundert von seinem Eigensinne, seinem Eigenwillen, seiner Eigenliebe, also von den Dämonen der Zerstörung befreien könnte, nicht mehr verfolgen, sondern befördern möchten.

II.

Krieger und Priester.

Erinnerungen und Betrachtung.

Es kömmt nicht selten vor, daß man als Knabe an einem Baum des Hausgartens mit flüchtigem Blick einen Sprossen bemerkt hat, den man als Mann zu einem fruchttragenden Ast erwachsen wieder findet. Die Empfindungen, die alsdann beim Rückblick über die verlebten Jahre — die schönsten unseres Lebens — das Herz ergreifen, sind vielleicht nicht ganz mittheilbar für Andere, oder sie finden wenigstens keine rechte Theilnahme. Dennoch dachte ich daran, von etwas Aehnlichem zu erzählen. Ich wollte an die Zeit erinnern, in

welcher die jetzige religiöse Richtung, deren Früchte noch unreif aussehen und herb genug schmecken, sich in ihren unbeachteten Trieben regte. Es ist mir begegnet, daß ich das stürmende Ende einer gewaltigen Zeitbewegung, und den heimlichen Ansatz einer neuen dicht neben einander sah. Die neue ging unmittelbar aus der alten hervor, als ob man unter der Achselhöhle eines abgehauenen Astes den neuen Trieb hervor stechen sähe. Der alte Ast fiel im Herbste 1813, und im Sommer 1814 zeigte sich mir der neue Sproß. —

Ich war eben in mein erstes Amt eingewiesen worden; es war, so zu sagen, ein ganz kleines politisches Legat des damals in den letzten Zügen gelegenen Fürsten Primas. Der Großherzog kannte den jungen Menschen persönlich: er hatte ihn auf dem Liebhabertheater spielen sehen, hatte die von ihm verfaßten Prologe gelesen, die den Fürsten, so oft er den von ihm selbst gestifteten Verein besuchte, von der Bühne begrüßten, und der Finanz-Minister, Graf Benzel

Sternau, empfahl den jungen Schreiber. Dieser sollte jetzt bei der Verwaltung der neuorganisirten indirecten Abgaben angemessen untergebracht werden; am Ende war durch ungünstigen Einfluß von Landsleuten, die das Personal vorzuschlagen hatten, nur die geringe Stelle eines reisenden Controleurs in dem kleinsten Bezirk übrig geblieben.

Dieß Amt trat ich den 25. August 1813 an, und nur zwei Monate später wälzte sich schon der französische Rückzug von Leipzig und die verbündete Armee der Deutschen durch das kleine Großherzogthum Frankfurt, und stürzte die Herrschaft des Primas um, der sein kindisch-gewordenes Haupt mit der schlappen Unterlippe schnell aus der Fürstenkrone unter die Bischofmütze zurück zog. Er war ja das letzte Amphibium weltlicher Priesterherrschaft in Deutschland.

Ich versah mein Amt in den ersten Monaten von der Stadt aus, weil ich auf dem Lande noch keine schickliche Wohnung gefunden hatte. Und eben wollte ich gegen Ende Oktobers, des

monatlichen Rechnungsabschlusses halben, mich nach meinem Bezirk begeben, als die Vorwellen des französischen Rückzuges heranspritzten. Ein Ränzchen, worin ich meine Papiere, Wäsche und ein Buch mitzunehmen pflegte, nebst einem starken Knotenstocke waren meine Reise-Equipage. So schritt ich des Morgens aus Fulda dem nahen Frauenberge zu, und blieb auf dem ersten Hügel stehen, um in aller Geschwindigkeit und ohne etwas bei der Accise im Amte Burghaun zu versäumen, mir ein Bild der französischen Retirade mitzunehmen. Ein Weilchen sah ich so dem Getümmel zu, das auf der Leipziger Straße und durch Feldwege sich südwärts forttrieb. — Das also ist eine Retirade? So sieht ein fliehender Feind aus? dachte ich bei mir selbst. Husaren ohne Pferde, Fußgänger ohne Schuhe wandeln und hinken unter einander fort. Jene tragen am Pallasche ein Bündelchen, diese einen welken Tornister auf dem Rücken. Die Waffengattungen, die Regimentsfarben haben sich vermischt. Angst

und Hunger geben wechselnde Parole und neue Feldzeichen. Einer um den Andern hat schon ein Uniformstück mit einem Bauernwamms vertauscht. Einzelne tragen ein Tuch um den Kopf gewunden, Etliche den Arm in der Binde. Der Tambour hat seine Trommel weggeworfen: kein Wunder, daß die Mannschaft nicht im Schritt ist; — der rüstigste Fußgänger ist der vorderste Mann. Auf dem Billeten-Amte werden sie jetzt wohl artig sein, in den Quartieren ohne Wein und Weißbrod vorlieb nehmen. — So sieht also eine Retirade aus!

Mit dieser wegwerfenden Betrachtung schreitet der erfahrne Controleur über den Hügel in's Thal hinab auf das nächste Dorf los. Hinter diesem erhebt sich der Schildwald, — aus alter Zeit durch wildverübte Thaten in ängstlichem Ruf. Mit Verwunderung sehe ich, daß die Bauern aus dem Dorf ihr Stallvieh über die kahlen Felder und durch die Hohlwege nach dem Walde hinauf flüchten. Das macht mich stutzig. Welche schreck-

liche Vorstellung machen sich doch gleich so unerfahrne Landbewohner von einer Retirade? Man sollte glauben, ein schweres Wetter sey im Anzuge, und einige dicke Tropfen diesen Bauern schon auf die Nase gefallen! lächelte ich selbstgefällig, und schritt weiter. Da höre ich plötzlich seitwärts hinter mir fremdtönenden Zuruf. Ich wende mich um, und zwei polnische Lanzenreiter gebieten mir Halt. Einer steigt ab, und läßt mich nicht lang im Zweifel, daß er mich durchsuchen will. Mein Ränzchen wird ausgeschüttelt, die Wäsche auseinandergezogen. — In meinem Amte stand der Visitator unter dem Controleur: hier ward es nach polnischer Dienstordnung umgekehrt gehalten. Ich fand mich mit aller Ruhe in den neuen Geschäftsgang, und suchte nur, während meine Rocktaschen durchstört wurden, das Uhrband unvermerkt zurück zu schlagen. Es gelingt, und wie nun der edle Krieger mir Bauch und Beine, vermuthlich nach eingenähtem Golde, betastet, glückt es mir auch, durch richtiges Ein-

Bayerische Staatsbibliothek München

ziehen des Bauches die liebe Uhr den groben Fingern unfühlbar zu machen. Die Börse freilich wird mir in der warmen Tasche treulos, hängt sich dem kühnen Polen an, und geht mit auf die Retirade. Der Lanzner sitzt rasch auf, und Beide reiten auf Seitenwegen weitern Eroberungen zu.

Diese polnische Manipulation — Digitalmanipulation mit Contakt — machte mich geschwind hellsehend. Ich überlegte, daß eine Retirade doch Manches mit sich bringen könnte, dessen man sich nicht voraus versähe, und daß wohl auch die Bauern in der allgemeinen Verwirrung nicht aufgelegt sein möchten, sich gerade an die Accisordnung zu halten. Ich kehrte daher nach der Stadt zurück, und fand wirklich in den nächsten Tagen einige Gelegenheit, meine flüchtige Vorstellung von einem feindlichen Rückzuge zu bereichern und zu erweitern.

Ich will hier kein Gemälde des französischen Rückzugs durch Fulda versuchen. Ich könnte es nicht einmal liefern; denn ich habe nicht ernst und

umfassend genug beobachtet. — Mir hat von Kindsbeinen auf jene Erziehung und Umgebung gefehlt, die mich auf den Kern und die Bedeutung der Dinge und Erscheinungen aufzumerken gewöhnt hätte. Ein forschender Geist wohnte dem Knaben nicht ein, sondern vielmehr ein flatternder. Mit leichtem, unbefangnem Sinne, der mich heute, da mir das Leben viel schwerer vorkömmt, in der Erinnerung wahrhaft rührt, sah ich halb träumend in's Leben hinein. Die wichtigsten Ereignisse meiner Jugend, geschaute wie vernommene, gingen an mir vorüber gleich Schattenspielen: sie erregten meine Phantasie, bewegten mein Herz, und verschwanden. Ich nahm das Einzelne stets als Einzelnes auf, und fragte nicht, woher es komme und wohin es führe. Von den zwölf kantischen Kategorien, mit denen sich in meiner Kindheit die deutsche Wissenschaft so sehr beschäftigte, war mir gewiß jene der Causalität im Leben die fremdeste. So trieb ich mich denn auch damals, während beim

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Andrange der geschlagenen Franzosen Freunde und Bekannte angstbleich das Entsetzlichste erwarteten, mit Knabenneubegierde Tag und Nacht in der Stadt umher, ohne etwas zu befürchten, und ohne etwas anmerken zu wollen. Einzelne Bilder sind mir in der Erinnerung geblieben.

Den Tag nach meiner polnischen Lection sah man von früh an den ersten Kosacken entgegen, die bekanntlich dem französischen Rückzug voraus waren. Eine Menge Bürger trieben sich auf der Promenade innerhalb des Leipziger Thors umher, neugierig auf die — Befreier. Ein von jeher als exaltirt bekannter Lakirer, Namens Lenz, war heute vollends oben hinaus. Man könnte sagen, er hätte der trocknen Fuldaer Begeisterung den Firniß gegeben. An der Spitze seiner Aufgeregten stürzte er dem Häuflein entgegen, das gegen Mittag zum Thor hereinritt, schwang den Hut, und schrie mit ausgebreiteten Armen: „Willkommen! Es leben unsere Befreier!" — Aber er sollte sie gleich auch als solche kennen lernen. Die Schaar

Bayerische Staatsbibliothek München

hielt an, schmunzelnd, mit schmutzigen Bärten und Stumpfnasen. — „Vater, wieviel Uhr?“ fragte der vorderste Reiter. — Lenz riß seine gute Uhr aus der Tasche, um ja die rechte Minute anzugeben, und — schnell hatte der vom Pferde sich herabbeugende Kosack die Uhr ergriffen. Das Häuflein jagte davon und in die Gassen. Verblüfft stand der Lakirer da: das war ihm doch ein garstiger Griff auf den frischen Firniß! Er hatte die Lehre und Warnung bezahlt, mit welcher die andern Bürger davon schlichen. — Nun kann ich doch meiner Frau sagen, um wieviel Uhr die ersten Kosacken angekommen sind! hieß es. Der echte Fuldenser ist nie witziger, als hinter einer Schadenfreude.

Nachmittags nahmen die inzwischen sehr angewachsenen Kosacken ein französisches Reismagazin in Besitz, und verkauften die Vorräthe. Die Bürger rissen sich um die schweren Säcke, die man um leichtes Geld erhandelte, und nach Hause schleppte. Einzelne, die nicht den Muth oder

das Geschick hatten, sich auch eine Tracht zu erhandeln, wurden nur desto neidischer; sie schnitten mit scharfen Messern in die weggetragenen Säcke, und der Keuchende ahnete nicht, warum ihm mit jedem Schritte die Last leichter wurde. Hinter ihm rafften Bettelkinder den Ausfall in ihre Schürzen und Mützen auf. — Das Magazin war übrigens ein Glück für die Einwohner, die auf so viel hungrige Gäste nicht vorgesehen waren, als nun der französische Rückzug herbeiführte. Die Habsucht der Kosacken vertheilte den französischen Reis zum Besten der Franzosen. — Schon gegen Abend desselben Tages schwoll die Flut des noch geordneten französischen Heeres heran. Die Kosacken wurden beiseit geworfen. Gassen und Häuser füllten sich mit dem fliehenden Feinde. Die Hauptstraßen waren mit dampfenden Pechkränzen erhellt, die desto dichtere Schatten in die Seitengäßchen warfen, wo man im Dunkel über Erkrankte und Sterbende stolperte, oder herrenlose, abgemagerte Gaule umrannte. Die Trommeln

der aus- und einmarschirenden Kompagnien rasselten die lange Nacht hindurch. Fluch und Zuruf erscholl aus allen Ecken; Hülferuf der Bürger gellte dazwischen; Wimmern der Erschöpften tönte in den stillern Zwischenmomenten. — Mitten in diesem Drange trieb ich mich umher, und ließ meine Phantasie von so ungewöhnlichen Erscheinungen aufgeregt, mein Herz von so heftigen Stürmen erschüttert werden. Dieß Herz war noch so jung und prall, daß es an so großen, fremden Leiden sich selbst zu fühlen, sich zu messen suchte. Das Glück begleitete den Unbesonnenen, daß er da keinen Schaden nahm, wo so manchen, von Noth oder Pflicht hingetriebenen Bewohnern Schlimmes aufstieß. Tief bewegte mich der Anblick der alten Grenadiergarde. Auf dem Kirchenplatze, um qualmende, mit Töpfen besetzte Feuer standen in ihren blauen Ueberröcken mit rothen Achselbändern und hohen Bärmützen diese stolzen Männer, die Arme verschränkend, in dichten Kreisen, und plauderten ernst. So hatten sie sonst

nach mancher Schlacht die süßen Früchte des Sieges gekocht; nun wollte ihnen die bittere Flucht nicht schmecken. Doch behielten sie noch die stolze Haltung verwöhnter Gäste bei. Dieser Anblick ermuthigte mich. Ich eilte nach Hause, um als Franzose Franzosen zu vertreiben; indem ich im Anzuge eines einquartirten Offiziers jeden weitern Zudrang von Soldaten von der verriegelten Hausthüre meines verzagten und verzweifelnden Hauswirths wegfluchte. So fanden wir nach Mitternacht ungestörten Schlaf.

Am Morgen weckt uns ein Schuß auf der Straße. Die Nachbarn hatten einen plündernden Franzosen vertrieben, und der Wüthende schoß im Zorne zurück. Aber nun stürzen ihm die Bürger nach; er rennt die Gasse entlang, dem Waffenplatze zu. Eine Magd, die eben mit voller Wasserbutte auf dem Rücken vom Ziehbrunnen über die Gasse schwankt, bückt sich im Nu seines Vorüberlaufens so geschickt mit der linken Schulter, daß die ganze Flut über den Fliehenden stürzt.

Er taumelt unter dem Wasserfalle nieder; die Bürger erreichen und behandeln ihn mit den rohen Waffen, die sie von Hause mitgenommen haben. So viel ich mich erinnere, stand er nicht wieder auf. Er war nicht der Einzige, den man damals kalt vom Pflaster aufhob. Gar Manchem bereitete tollkühner Uebermuth oder verzweifelter Mißmuth ein Lager neben denen, die Krankheit und Erschöpfung auf offener Straße bettete.

Im Laufe des Tages, während die Hauptarmee durch die Stadt zog, brachen einzelne Rotten in unsere entlegnen Gassen ein, um zu plündern. Es waren Polen. Ein junger, hübscher Offizier, dringt mit gezücktem Degen in die Häuser, reißt die Plündernden heraus, und schlägt blind auf sie los. Sie wehren sich nicht, aber sie kehren immer wieder zum Plündern zurück. Der Offizier gebehrdet sich wie ein Verzweifelnder über die Schmach und Ungebundenheit der Kompagnie, die seinem Wort und seinem Degen nicht mehr gehorcht. Ich sehe von Weitem seine heftigen Bewegungen,

aber die Worte verschlingt das unaufhörliche Tosen des kriegerischen Sturmes. — Wohin man blickte, fielen ungewöhnliche Auftritte vor, — Scenen eines großen Schauspiels, das man nicht übersehen, dessen Zusammenhang man nicht finden konnte. Oder, besser zu sagen, es waren Wellen, die zu unsern Füßen anschäumten, und gleich wieder in die allgemeine Ueberschwemmung zerflossen, die an uns vorüber brauste.

Dieser Vergleich gewann täglich mehr Wirklichkeit. Regenwetter war eingetreten, als hinter der französischen Flucht her die Fluth des siegreichen deutschen Heeres vorüber trieb. Männer, Pferde, Fuhrwerk häuften einen Schmutz, daß jede Gasse dem schlammigen Bett eines abgeflossnen Stromes glich, der an das Ufer geschwemmte Trümmer aller Art hinterläßt. Aber diese Ueberschwemmung ließ auch Leichen und in Spitälern zusammengeflößte Kranke zurück. Das fürchterlichste Spitalfieber verbreitete seine Ansteckung; der Nachzügler-Typhus suchte, wie ein hungriges Raubthier, die

geängsteten, entsetzten, kummervollen, hungrigen, verkälteten, verkommenen Menschen auf. Die Leiden, an Körper oder Seele, hatten sich ja durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet, und waren zu mannichfach, als daß diese Pest nicht von allen Seiten Zugang in die Bevölkerung gefunden hätte. Täglich brachte ein Leiterwagen die Leichen aus den Spitälern vor die Stadt hinaus durch das Thor, an welchem ich wohnte. Ein lockres Streusel, — das Stroh auf welchem die Elenden gestorben sind, dient ihnen als Leichentuch, das nicht einmal Alles bedeckt; die mitverpesteten Halme machen das Todtengeleit, das mit den Unglücklichen zu Grabe und in's Grab geht. Abends werden dann noch die vor Nacht Gestorbenen auf Schubkarren nach der Grube gebracht. Gleichgültig geht man vorüber, und erschrickt kaum, wenn in der engen nächtlichen Gasse der Schubkarren an Einem vorübertreibt, und eines Todten herabhangendes Bein über unsern Fuß streicht. Wer denkt daran, welche entfernten Fremdlinge,

einander selber fremd, auf dem Anger vor einer stillen deutschen Stadt gemeinsam untergescharrt werden ohne Gebet, ohne Thränen, ja nicht einmal nur bei ihrem Namen genannt. Wie wäre man für so sanfte Gefühle gestimmt in einer Zeit, da nach dem Erstaunlichen, das man erlebt, nach dem Entsetzlichen, das man bestanden hat, bei all' den Hoffnungen, die man zu fassen sucht, uns nicht einmal diese Pest ängstigen kann, die doch viel ärger wüthete, als die Cholera, die in späteren Tagen des Genusses und der Engherzigkeit die Welt entsetzte. —

Gar bald bringen die Symptome der Krankheit auch den leichtgesinnten Accis-Controleur in Angst. Er kauert hinter dem warmen Ofen, und sucht aus ödem Kopfe, mattem Knie und übelem Magen, also aus drei gegebenen Sätzen den vierten, unbekannten zu finden. Doch nein! Er fürchtet den gar wohl bekannten, schon gefunden zu haben. Hunderte hatten ja bereits diese fatale Regel de Tri so rein gelöst, daß der Rechner

selbst im Facit mit aufgegangen war, bis auf den unauflöslichen Bruch, welcher der Ewigkeit als Uebertrag in Rechnung gebracht wird. — Eben dieß Facit setzte mir nicht wenig zu. Jenes Todtenbein, das mir im nächtlichen Dunkel über den linken Fuß gestrichen war, konnte als ein rechtes Vorzeichen gelten, — als die flüchtige Bekanntschaft eines Fremdlings auf baldiges Wiedersehen. Die Lebenden drückten einander die Hände und halten sich fest; der Todte drückt mit seinem Fuß den meinen, weil es auf ein Vondannen abgesehen ist. — Ich mochte meine seltsam brütende Angst nicht verrathen, um sie nicht durch die theilnehmende Angst der Meinigen zu vermehren; doch trieb mich die Unruhe fort. Unter einem dienstlichen Vorwande packte ich mein Ränzchen, ergriff den Stock, und verließ die Stadt.

Allerdings mit andern Anschauungen und Begriffen von einem feindlichen Rückzuge wanderte ich nun wieder denselben Weg, über den Frauenberg, das Thal hinab, und den novembrig

aussehenden Schildwald hinauf, so hastig, als könnte ich einem Uebel entrinnen, das ich doch in mein Innerstes eingedrungen glaubte. — Ob nun dieß lebhafte Vertrauen, oder die heftige Bewegung in freier Luft mich erquickte: genug, ich fühlte mich besser und faßte einen neuen Muth, den ich auch in derselben Stunde zu einem unerwarteten Begegniß nöthig haben sollte.

Der Wald bis zum nächsten Dorf ist wohl eine Meile breit. Eine Landstraße geht nicht hindurch, sondern nur ein breit zerfahrener Weg, den der Wanderer an sumpfigen Stellen verläßt, um sich auf schmalem Pfade durch das Dickicht zu winden. Wie ich nun, etwa in der Mitte des Waldes, aus einer solchen Ausbeugung wieder in den Fahrweg trete, wandelt, eine Strecke vor mir, ein kosackenartig gekleideter Mann mit einem großen Fanghunde langsam mir entgegen. Er schreitet mit überkreuzten Armen, wie Einer, der auf etwas wartet, — wie ein Wegelagerer. Jetzt erst fallen mir die in der Stadt verbreiteten

Gerüchte von Unsicherheit der Wege, von vorgefallenen grausamen Beraubungen einzelner Wanderer ein. — Wirkliche Kosacken trieben sich schwerlich mehr in der Gegend umher, und gewiß nicht einzeln und zu Fuß.

Allein die vorübergezogenen hatten mit so gutem Glücke geraubt, daß es verwegenen Gaunern ein zeitgemäßes Unternehmen schien, sich eine kosackisch zugestutzte Tuchkappe, einen langen Schafpelz mit einem Leibgürtel anzuschaffen, und im ungewaschenen Gesichte den Bart wachsen zu lassen. Magre Gäule waren damals wohlfeil zu haben, oder man spielte, bis man einen erbeutet hatte, den Fußkosacken im Geleit eines zottigen Hundes. Die kriegerische, herrenlose, locker geordnete Zeit verlockte zu Abenteuern und einträglichen Wagnissen. Die Herrschenden rüsteten sich eben zu Eroberungen, da gingen die Gauner auf Beute aus. Wer immer unter der Fremdherrschaft Etwas eingebüßt hatte, sah sich nach einem Wege zur Restauration um.

Auf einem solchen Wege mitten im Walde kam mir jetzt der Pseudo-Kosack entgegen. Das Schlimmste war, daß ich eben nichts Erkleckliches an Geld oder Geldeswerth bei mir hatte; denn um so weniger durfte ich darauf rechnen, ohne persönliche Beleidigung davon zu kommen. Der fahrende Eroberer konnte sich für den Aufwand seines Feldzugs und für seine verbrecherische Entblödung nur an meinem Winterrock, an der Hose oder den Stiefeln entschädigen; wie denn in der That solche Beraubungen bis auf's Hemd vorgekommen waren. Oder sollte ich mich wehren — waffenlos gegen einen viel robusteren Mann und dessen Wolfshund? Ich will nur gestehen, daß mir bei solchen im Nu gefaßten Betrachtungen nicht gleichgültig zu Muthe war. Entgehen konnte ich dem Wegelagerer auch nicht mehr; denn er hatte mich gesehen, und kam mir mit jedem langsamen Schritte näher. Ich war hinter einer dicken Eiche stehen geblieben, als ob ich gebückt an meinem Ranzen etwas zu machen hätte, eigentlich

aber nur, um meine Beklemmung zu verathmen, und dabei zu lauschen, ob sich nicht etwa von Weitem ein Wanderer im Walde hören ließ. Kein Wanderer kam, sondern nur — ein guter Einfall.

Ich hatte bemerkt, daß der Kosack ohne Feuergewehr ging, und schritt nun mit kecker Miene auf ihn los. Näher gekommen, stutzte ich, als ob ich ihn erst jetzt wahrnähme, blieb einen Augenblick stehen, zog mein Ränzchen unter der linken Schulter hervor auf die Brust, griff hinein, als ob ich ein Pistol faßte und spannte, und ging dann ruhigen Schritts weiter. Der Hund, wahrscheinlich leise gehetzt, schlug an, und trottete auf mich ein. Ich blieb stehen, und schwang mit der Linken meinen Reiseknittel, indem ich dem Kosacken zugleich ziemlich barsch zurief, den Hund an sich zu halten. Der Kerl pfiff, und der Hund kehrte zurück. Jetzt gingen wir an einander vorüber, und sahen uns mißtrauisch über die linke Schulter an. Ich war rechts ausgewichen, so weit

ich konnte, um nämlich — bequem schießen zu zu können, wenn es Noth wäre! Jener grüßte mit fremdtönenden Worten; ich nickte ihm über die Schulter zu. Rückwärts blickend hielten wir einander immer noch im Auge. Jetzt blieb er stehen, als ob es ihm reue, mich so ungerupft vorüber zu lassen. Ich eilte jedoch nicht, sondern trat vielmehr an einen Baum, wie zu einer Verrichtung, die mich als den gleichgültigsten, furchtlosesten Menschen erscheinen ließ. Nun schritt der Kosack weiter, und verlor sich in der Krümme des Wegs. —

So hatte ich denn mit einer Faust im — Ranzen einen wahrscheinlich unechten Kosacken doch mit echt russischer Politik getäuscht, die ja bekanntlich auch nicht selten bloß mit kühnen Gebehrden imponirt. Lachend über das spaßhaft abgelaufene Abenteuer war ich schon geneigt, die umgangene Gefahr nicht hoch anzuschlagen, als mir am Ausgang des Waldes auf der Höhe über dem nahen Dorfe ein trauriger Anblick

aufstieß. Ein todter Mensch im Hemde lag auf einem Rain dicht am Wege. Offenbar war er entweder erschlagen und beraubt worden, oder man hatte einen Gestorbenen ausgezogen. Ich eilte schaudernd vorüber. Der Weg war nun durch die offene Landschaft weniger ängstlich, obschon man von Dorfe zu Dorf viel seltner, als früher, einem Menschen begegnete. —

Wie willkommen war der unerwartete Gast im Hause des Amtmannes, wo ich stets so freundlich aufgenommen war! Noch hatte sich Niemand nach der Stadt gewagt, und Niemand hatte von dort Nachrichten über die Ereignisse des feindlichen Durchzugs gebracht. — Das heftige Fieber der politischen Restauration störte zuerst die alte, gewohnte Ordnung des Lebens, den Verkehr der Menschen und der Märkte; die große, plötzliche Umwälzung der Dinge ließ uns zuerst nur die allgemeine Erschütterung empfinden. Wenn eine gewohnte oder gewaltige Herrschaft umstürzt, so nehmen bis zur nächstfolgenden verschiedne

Zwischenmächte über unsere Seele Besitz: — der Schreck, die Erwartung, die Hoffnung, endlich das Vertrauen.

Wie viel hatte ich dießmal nicht meinen ländlichen Freunden zu erzählen! Sie liebten die Unart meiner Jugend, daß ich mit so viel lebhaften Gebehrden, als lauten Worten erzählte. In dem abgelegenen Orte hatten sie selbst nichts von dem Rückzug erfahren; so weit zur Seite der Landstraße hatte sich der drängende Strom nicht ausgebreitet. Nur bei Nachtzeit hatte man mit dem Windzuge das ferne Tosen des Heeres, die schweren Kanonenwagen, die hellen Trommeln gehört. Ihre müßige, räthselnde, gespannte Angst war vielleicht noch niederdrückender gewesen, als unsere bethätigte, schauende sich abmüdende Noth. In solchen Besorgnissen hatten die Männer gute Vorsätze gefaßt, die Frauen fromme Gelöbnisse gethan, die man jetzt nach meinen lebhaften Schilderungen von so viel Unglück aus erleichtertem Herzen wiederholte.

Aber der stille Versteck des Dorfes, wo man sich eben traulich zu fühlen anfing, blieb nicht lange von russischer Einquartirung und vom Typhus verschont. Es gab bald genug zu leisten und zu leiden. So ging der Winter hin. Und als sich die zurückgekehrten Lerchen hören ließen, stellten sich auch Schwärme von Flugschriften ein, die uns die Großthaten der drei Leipziger Tage, das Gebet und die Umarmung der drei großen Monarchen, die besiegten Leiden der Tyrannei und die eroberte Hoffnung der Freiheit schilderten. Siegesjubel und Friedenserwartungen waren ohne Maaß, wie denn auch Schimpf und Schelten auf den vertriebenen Feind sich nicht erschöpften. — Wie gern ertrug man die russische Einquartirung, und — reinigte die Gemächer, wo sie übernachtet hatten. Man schlug nicht hoch an, was sie mitgenommen hatten, und entsetzte sich nicht über das, was sie zurückließen. Freilich fiel uns auch Manches als neu und ungewohnt auf: wir sahen nämlich die berühmte Knute und zählten schaudernd

die Stockprügel, die der Soldat zu hunderten auf den entblößten Rücken empfing. Es wird vorüber gehen, dachte man im Stillen. Geprügelt zu werden, und den Feind schlagen zu helfen, sind sie gut genug. Und wenn sie nur erst einmal wieder zu Hause sind, so haben wir sie ja weit von uns für immer. —

Bald sollten auch schmackhafte Proben unserer Befreiung — von der Continentalsperre eintreffen. Ich war eben anwesend, als die erste Flasche Jamaika-Rum durch Freundes Sendung aus Bremen im Amthause ankam. Eine lustige Wallfahrt von Alt und Jung zog mit dem kleinsten Gläschen nach dem Gartenzimmer des geistlichen Großoheims. Eine muntre Nichte redete den Alten, der seine kostbare Flasche im Wandschränkchen, wie ein Sanctissimum im Tabernakel barg, mit Schillers Worten an:

„Laß uns der neuen Freiheit genießen!"

Jedes erhielt einen Tropfen dieses echten Rums, und wir tranken auf Freiheit und Frieden.

Der Frieden kam auch Anfangs Juni. Ach, der pariser Frieden! Was wurde nicht gejubelt, geschossen, gezecht! Der pariser Frieden! Das war doch die neueste Mode aus Paris für alle Stände, nach Aller Geschmack. Und eine echte pariser Mode: Die Façon hatte viel gekostet; der Zeug am Schmucke war vielleicht nicht für die Dauer; aber die Putzmacher hatten etwas dabei verdient.

Die abgefallnen Kriegsblätter wehten noch hin und her, als schon der Frieden seine neuen, zarten Keimaugen trieb.

Unter den Gelübden, die man während der Angsttage gethan hatte, legte die Amtmännin ein großes Gewicht auf eine Wallfahrt nach dem wunderthätigen „Gehülfesberge“ oder Mariahülfsberge. Das Fest zur Lösung dieses Gelübdes fiel auf Maria-Heimsuchung. Alle Vorbereitungen zur Fahrt, alle Vorkehrungen im Hauswesen auf einige Tage Abwesenheit waren getroffen. Ich

selbst hatte früher zugesagt, die Wallfahrt mitzuthun, und hatte mithin, wenn auch dem Himmel kein Gelübde, doch der Frau Amtmännin ein Versprechen zu erfüllen.

Wir zogen in aller Frühe aus; denn der heitere Julitag drohte mit heißen Mittagsstunden. Man wollte bis dahin einen hohen Wald erreichen, dort rasten, und die mitgenommenen Bissen anbrechen. An der Treppe des alten Schlößchens, in welchem der Amtmann eine Kapelle eingerichtet hatte, entließ uns der Hauspater, ein Franziskanermönch, mit seinem Reisesegen.

Was mir zuerst auffiel, war die starke Anzahl festtäglich gekleideter, mit Bündeln bepackter Wallfahrer und Wallfahrerinnen, die sich uns anschlossen. Denn der Ort und die Umgegend war protestantisch, und nur ein paar katholische Familien hatten die Wallfahrt unternommen. Ich verwunderte mich darüber gegen die Amtmännin, und sie erklärte mir, nicht ohne frommen Stolz, daß die gemeinen Leute im Ort und in der

Nachbarschaft doch ein großes Vertrauen zu den Hülfsmitteln der katholischen Kirche trügen. Wie oft kämen nicht Bauernfamilien zum Pater Spiridion, und begehrten von seinen Weihungen, Amuletten und Besprechungen für Menschen und Vieh. — Die eifrige Frau wollte damit nicht sagen, daß der rohe Mensch aller Confessionen am Aberglauben hange, und daß grade der Möchskatholizismus ein recht futterreiches Dickicht für den wilden Glauben sei. Ich aber faßte eine andre Ansicht von dieser mir auffallenden Erscheinung. Diese Menschen schienen mir nach so vielen, gemeinsam überstandnen Leiden und Aengsten von einem gemeinsamen Dankgefühl — nach den plötzlichen Umwandlungen von dem lebhaftesten Glauben an die göttliche Weltregierung ergriffen zu sein. Eine neue, reine Flamme der Religiosität schlug auf. Viele waren auch von schwerer Krankheit genesen, und empfanden die Unruhe eines neuen Lebensmuthes; Andre hatten Verluste erlitten, und suchten Zerstreuung und Trost. Dazu kam der

Siegesjubel, den alle Deutschen, die Friedenshoffnung, die alle Nachbarn theilten. Da war aller kleinliche Haß erloschen, alle engherzige Spaltung ausgeglichen. Die Herzen waren weit für die mächtigsten Gefühle und für gemeinsame Interessen. Wo immer ein solcher Jubel, solches Selbstvertrauen, solche Andacht einen lauten, erhebenden Ausdruck fanden, stimmte Alles ohne Scheelsucht und Rückhalt ein. Heut erschien dieser Ausdruck in einer Dankwallfahrt weniger Katholiken, und die Protestanten schlossen sich an.

Mich, der in dieser Karavane mit Stock und Ränzchen pilgerte, rührte mehr der frische, herrliche Sommermorgen. Der Thau funkelte auf Wiesen und Wipfeln; die Ostluft wehte uns mit Waldgerüchen an; der Buchenhayn war voll Finkenschlags. Und wie wir durch die vieldurchschluchtete Waldhöhe gekommen waren, dehnte sich zu unsren Füßen ein langer Wiesengrund voll durchsonnten Duftes aus, der um die Erlenufer des Flusses seine schimmernden Schleier wob.

Wie unser Zug vorwärts rückte, kamen neue Pilgerhäuflein von den Höhen herab, die gleich Waldbächlein den Strom der Wallfahrt verstärkten. Die Männer trugen Quersäcke, die Weiber schleppten sich mit Kindern, ja mit Säuglingen. Unbepackt gingen nur jene, die ihre Bürde unter den Herzen trugen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Weg eben hinzog, ward ein geistig Lied angestimmt. Der Vorsänger rief jeden Vers laut aus, und zog ihn dann mit gedehnter Stimme in die Singweise hinein, bis die andern Stimmen nachfolgten. Sobald man aber unter schon drückender Sonne eine steile Höhe zu erkeichen hatte, schwieg der Gesang. Oben winkte der schöne Wald, wo herkömmlich gerastet und gefrühstückt, mithin ein Theil der lastenden Eßwaarenbündel in die bequemeren Magensäcke übergepackt wurde. Jetzt beschleunigte sich der Zug, und wie man in die Nähe des kühl hauchenden Waldes kam, stürzten die Pilger lachend darauf los, um von den kühlsten und grasigsten Plätzen Besitz zu nehmen.

Von hier aus, am Saume des Waldes, hatte man den Blick nach einem Hohlwege. Eine kleine Pilgerschaar kam daraus hervor, die sich anmuthig genug ausnahm. Zwei Frauen in hellen Gewändern mit Sonnenschirmen fuhren in einem gelb lakirten Einspänner voraus, und an der Staubschleppe des Wagens folgten die pilgernden Landleute singend nach. Die Amtmännin ging beiden aus den Wagen steigenden Frauen mit freundlicher Begrüßung entgegen, und lud sie nach unserm kühlen Platz ein. Es war eine so betitelte „Bergräthin" mit ihrer Tochter. Ich vernahm aus den umherliegenden Haufen ein Murren über die anmaßliche Frau, die es sich bei einer solchen Wallfahrt in einem Wäglein ganz bequem mache. Wenige, die sie mit ihrer Beleibtheit entschuldigten, waren schalkhaft genug, die unbeholfene Blondine nur noch lächerlicher zu machen. Andre, die es ernstlicher nahmen, meinten, gerade mit ihrem starken Körper habe sie auch eine bessere Gelegenheit, dem Himmel ein Opfer

zu bringen, und sich mehr Verdienst zu erwerben. Sie solle ihr Schwitzen und Keuchen zur größern Ehre Gottes thun, eiferte ein hagerer Leinweber. Und wie den Franziskanern die großen, dicken Kerzen, die man opfere, lieber und angenehmer seien, als die dünnen Batzenkerzchen: so könne auch diese fette Frau Allen durch Andacht vorleuchten und dem Himmel wohlgefällig werden. Wer wisse auch, ob sie grade dieß Fleisch nicht abzubüßen habe, u. dergl. — Die Bergräthin hörte diese frommen Bemerkungen nicht, da sie sehr laut sprach, und hauptsächlich mit sich selbst und ihrer blödverlegnen Tochter beschäftigt schien. Auch ward darüber nach und nach das Eßwerk ausgepackt und die eifernden Pilger stopften sich in mehr als bildlichem Sinne die losen Mäuler. —

Das Essen hat für menschliche Leidenschaften immer etwas Versöhnendes. Hier waren es mitpilgernde Bissen, die jetzt die Andacht der Pilger und den Tadel der Frommen unterbrachen. — Einsam in meiner Empfindung dasitzend, den Blick

auf die schöne Sommerlandschaft und nach den fernen Bergen gerichtet, hing ich der Betrachtung nach, wie doch alle Festlichkeiten mit Essen begangen werden, — fürstliche Geburtstage, Friedensfeier, Vermählungsfeste. Scheidende Freunde erhalten ein Abschiedsmahl, wiederkehrende werden von Tafel zu Tafel gezogen. Berühmte Männer hält man auf ihrer Durchreise bei einem Schmause fest; ein neugebornes Kind bringt eine Taufzeche mit, und an vielen Orten wird nach Begräbnissen ein Trauermahl gedeckt, als ob die Zurückgebliebenen es sich recht anschaulich machen wollten, aus welchen Stoffen sich das Leben erhält. Uralter Sitte gemäß tranken versöhnte Feinde aus einem und demselben Becher. Und Christus selber, der Thautropfen des Himmels, der in der reinsten Muschel zur Perle der Menschheit ward, stiftete mit den Scheideworten: Esset und trinket zu meinem Gedächtniß! — ein Liebesmahl, bei welchem der gläubige Katholik in sinnlichster Andacht den sinnigen Meister selbst zu genießen wähnt. —

Sei es nun, daß die Speisen in ihrem erquickenden Dufte etwas von dem allgemeinen Lebensäther verschließen, was über den Magen hinaus dem Herzen zu gut kömmt, oder daß auf Augenblicke, wenn das gefesselte Thier in uns sich der Speise hingibt, sein Hüter, der Geist, feire und froh werde: so viel ist durch tröstliche Erfahrung gewiß, daß der Mensch bei seinem Mahle eben so menschlicher, als das Thier bei seinem Futter thierischer wird. —

Als nun wieder aufgebrochen ward, entschloß sich die Bergräthin, die weitere Andacht zu Fuße mitzumachen. Ihr Wäglein folgte langsam dem Pilgerzuge. Zuweilen sah sie sich nach demselben um, glühroth und schwer athmend, wie sie von der Hitze ward. Dann bemerkte sie seufzend und in ziemlich rauhem Accent, daß eine solche Pilgerschaft doch ein wahres Opfer und recht verdienstlich in den Augen Gottes sei. Nur wurde sie dabei, wunderlicher Weise, immer ärgerlicher und unzufriedener mit Allem je weiter sie pilgerte.

Ueber lange, sonnige Felder, durch regungslose schwüle Luft näherten sich die Wallfahrenden einer anmuthigen Quelle in dichtem Schatten eines vorspringenden Felswaldes. Schon lange zuvor sprachen die Durstigsten von dem kühlen Wasser jenes Borns und von den rasigen Ruheplätzen. In Gedanken schöpften sie einstweilen und streckten sich im Schatten hin, während ihr Körper noch dürstete und wanderte. Als man endlich aus den Kornfeldern nach dem Waldbrunnen einlenkte, vernahm man zur Verwunderung von dorther eine lustige Tanzmusik. Doch schwiegen die Instrumente, sobald die Musikanten des Pilgerzuges ansichtig wurden. Sie hatten zu fünfen die bequemsten Sitze um den Quell eingenommen, und mochten während der Mittagsrast einige neue Walzer eingeübt haben. Jetzt erhoben sie sich ehrerbietig, und boten ihre Plätze an. Sobald ihnen aber aus der sich zusammendrängenden Schaar mancherlei Bekannte entgegen lachten, wich der Respekt den launigsten Begrüßungen. —

Ei schaut, Seifferths Kaspar! hieß es. — Wie geht's, du langer Lebrecht? — Willkommen alter Fidel-Lips! — Seht doch, der hohlbackige Waldhornist schleppt sich auch noch mit! — Wie lang ist's her, daß ihr auf der Kirms zu Morles so niederträchtig gespielt, und so ehrlich gesoffen habt? —

Eine „Bande" Musikanten, die von Dorfe zu Dorf den Jahrmärkten, Kirchweihen, Wallfahrten nachzog, hatte natürlich eine ausgebreitete Bekanntschaft. Wohin sie kamen, fanden sie sich behaglich bei Ueberlieferung früherer Späße, und erfreuten mit neuen Tänzen. Der Alte, der die Geige spielte, galt besonders für ein loses Maul.

Man mußte lachen, wenn man ihn nur ansah. Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines geistreichen Menschen, der seinen Spaß an der Welt findet, wie sie einmal ist. Er trug den Kopf, wahrscheinlich vom langjährigen Ansatze seiner alten Geige, ein wenig nach der linken Schulter ersteift, und setzte, wie zum Gegengewicht, das

wetterlahme, abgegriffene Hütchen auf das rechte Ohr. Indem er sich nun mit den lustigsten Augen unter den Anwesenden umsah, bemerkte er den stillen Aerger, den die Bergräthin an der Gesellschaft der Musikanten, entweder wegen der leichtfertigen Begrüßungen oder aus andern Rücksichten, nahm. Sie hatte sich soweit als möglich zurückgesetzt, und ihre Tochter zu sich gerufen. Der Alte blinzte einigen Bekannten schalkhaft zu, und deutete mit einem schiefen Maule nach der Verdrießlichen hin. Ein nicht ganz bezwungnes Lachen zischte unter den einzelnen Gruppen. Dieß ermunterte den Geiger; er trat mit schalkhafter Ehrerbietung vor die Bergräthin, riß das Hütchen rasch vom Kopf, scharrte mit einem Fuße weit zurück, und fragte sehr ernsthaft, ob die Frau Bergräthin etwa zur Erheiterung und Ergötzlichkeit des Gemüths ein munteres Stückchen befehle.

Was? Er —! rief sie heftig, und setzte dann, sich besinnend, gelaßner hinzu: Ich beklage sehr,

und meine frommen Mitpilger werden es nicht minder beklagen, daß euer liederlicher Wandel sich mit unserer liederreichen Wallfahrt gekreuzt und sogar gemischt hat. Wir ziehen für Gottes Ehre; daß es aber gottselig hergehe, wo ihr geigt und blast, wird kein gewissenhafter Christ behaupten wollen. Macht, daß ihr fortkommt! Wir haben keine Füße für eure Hopser!

Gott vergeb's Ihnen, hochedle Madame, erwiederte der Alte, daß Sie unsern Beruf so verkennen und verketzern. Ist es nicht wahr, daß unserm lieben Gotte, nichts so zuwider ist, als alles Steigen und Schwärmen über die grüne Erde hinaus, die er uns ja doch zu bewohnen und zu bewandern angewiesen hat? Wie ging's denn jenen Thurmerbauern zu Babel, die oben hinaus wollten? Und wie sieht's mit den Hochgelahrten aus, die ins Blümurante (bleu mourant) studiren? Grade dazu hat Gott die Musikanten erschaffen, daß sie die überfrommen Seelen, besonders die so leichten Frauenseelchen, die sich so

gern in die Gnade verzücken, herab geigen sollen. Wahrlich, das ist eben der rechte Satz in der Musik, die ja nur da gut klingt, wo auch gut Athem zu holen ist. Derowegen sind die Darmsaiten eine solche Kostbarkeit. Die Eingeweide sind doch immer das rechte Seilerwerk, das den papiernen Drachen unseres Hochmuthes auf der Erde festhält, wenn er über die Wolken hinaus will. D'rum wohnt auch solch' ein süßer Zug und Zuruf in den Darmseiten, — daß man es sich doch wolle hier unten gefallen lassen, und froh und lustig thun. Und wenn ich von gläubigen Schafen und vom frommen Lamm höre, fällt mir immer ein, daß unsere Saiten von Schafdärmen gemacht werden. Ich lasse deßhalb auch die römischen Christen immer für die rechtgläubigsten gelten, weil ich weiß, daß auch die romanischen Saiten die besten sind. Es kömmt Alles auf die Schafe an, und wie sie gefüttert werden. Und hätte ich jetzt einen Schluck Wein, so ließe ich vor Allem meine Geige leben, dann

aber auch diejenigen, die einst nach ihr getanzt, und es vergessen haben.

Als er sich, bei diesen letzten Worten halb umgewendet, hinter dem Ohr kratzte und Augen und Mund nach der Bergräthin verzog, platzte ein lautes Gelächter umher aus. Ich hatte eben zu unserer Erquickung eine Flasche Wein aus dem Wallfahrtskorbe geholt, und schob sie dem philosophischen Musikanten von hinten unter den Arm; indem ich der Amtmännin zuflüsterte: Wir müssen ihn zum Schweigen bringen. — Wirklich zog er sich auch mit seiner Flasche seitwärts in's Gebüsch zurück, und bewirthete seine Kameraden. Ich bediente aus einer neuen Flasche die Frauen, konnte dabei aber nicht unterlassen, zuweilen nach dem alten Geiger hinzulauschen, der mit gedämpfter Stimme einen dichten Kreis unterhielt. Es war für mich in den widerstreitenden Begegnungen etwas Anziehendes über das ich damals gerade nicht nachdachte. Vielleicht lag es darin, daß ich gleich neben dem neuen gesunden Triebe zur

Frömmigkeit auch eine falsche, faule Richtung derselben an der Bergräthin, und einen heilenden, humoristischen Widerspruch an dem alten Geiger wahrnahm. Diesen hörte ich jetzt mit immer steigender Stimme sagen:

Sie war doch immer das Widerspiel ihres seligen Mannes. Der alte Bergrath mußte von Amtswegen — auch ehe er starb — unter die Erde steigen, und sie will immer oben hinaus. Aber das Emporkommen war ihr freilich auch geglückt. Ich erinnere mich noch wie von gestern her, daß sie über Wirthshaus und Walzern die Christenlehre und Betstunden vergaß, und in rothem Mieder und in Zwickelstrümpfen tanzte, daß einem das Herz im Leibe lachte über eine solche Rarität von Waden. Und so sehr sie jetzt auf die Geige schimpft, verdankt sie doch der Fiedel ihr Glück. Denn der alte Bergrath, damals freilich noch ein 25 Jährchen jünger, verstand sich auf solch ein Paar Walzstollen, und nahm die Tänzerin erst zur Köchin auf Probe und hernach zur Frau. — —

Es war nun Zeit aufzubrechen und weiter zu ziehen. Die übrige Strecke Wegs wurde auf der Landstraße ohne weitere Störung zurück gelegt. Bald zeigte sich der ersehnte Gehülfersberg, und singend zogen wir im Orte Rasdorf ein.

Nach einiger Erholung im Wirthshause fand es die Amtmännin noch hoch genug am Tage, um bei einigen Beamten des Ortes, Bekannten ihres Mannes Besuche zu machen. Da vernahmen wir nun das Betrübendste was der Ort vom Durchzug der Heere und vom Nachzuge der Krankheit gelitten hatte. — Die Leipziger Straße zieht allernächst vorüber. Der Feind kam eben von Buttlar, und hatte diesen Platz angezündet, um das verfolgende Heer auf der hindurch ziehenden Straße aufzuhalten. An solcher Nothwehr des Krieges entflammt sich aber auch die Wuth des Kriegers. So waren die Franzosen über dieß unglückliche Rasdorf hergefallen, das freilich für die Bedürfnisse eines Kriegsheeres zu klein und nicht versehen war. Wir hatten bei unserm Einzuge

zerstörte und verschloßne Häuser bemerkt. Nun hörten wir von den schrecklichen Auftritten, die vorgefallen waren. Die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner hatten nicht Alles ruhig über sich ergehen lassen. Wenn auch zu strackem Widerstande zu schwach und ohnmächtig, hatten Viele doch Gelegenheit zu einzelner Widersetzlichkeit oder heimlicher Rache gefunden. Indeß wäre der Kriegsdrang schnell vorüber gegangen, hätte nur der Nachzügler-Typhus nicht gerade an so entsetzten und erschöpften Menschen recht Nahrung finden müssen, sich auszuwüthen. In der Fieberhitze der hülflosen Kranken kochten alle überstandenen Drangsale noch einmal auf. In ihren wilden Phantasieen ahmten die Nervenleidenden, mit gebrochen-fremder Sprache, wimmernde, um ihr Leben flehende Franzosen nach, und schlugen ihnen dann in drohendem, fluchendem Deutsch den erflehten Pardon ab. Solche Auftritte des Entsetzens, die sich jetzt im Fiebertraum wiederholten und verriethen, sollten besonders in Kellern

vorgefallen sein, wohin man einzelne Feinde gelockt, oder wo man sie beim Plündern überfallen hatte. Aber ach! das milde deutsche Blut kann solche spanische Rache und Entzündung nicht vertragen, und fiebert seine wilden Thaten aus. Wie viele waren nicht diesen Fiebern unterlegen! Am schnellsten diejenigen, welche ärztliche Hülfe — ich will sagen — ärztliche Behandlung, nach der damals noch sehr herrschenden Erregungs-Theorie, gefunden hatten. Denn diejenigen Kranken, denen es gelungen war, in der Fieberhitze in einen Bach zu springen, oder am Brunnen kalt zu trinken, waren meistens genesen. Von einzelnen Familien war Alles ausgestorben. Daher jene verschlossenen Häuser, an denen heut die Wallfahrten singend und betend vorüber zogen.

Solche Wallfahrten langten noch bei spätem Mondscheine aus entfernteren Städtchen und Dörfern an. Ich wandelte umher, und sah dem Treiben zu. Diese Verspäteten mußten auf dem freien Platz übernachten; denn die frühern Züge

hatten alle Wirthshäuser und Scheunen überfüllt. Unsere Schaar lagerte in einem Wirthshauszimmer auf ausgebreitetem Stroh. Nur mir von den Männern war aus besonderer Rücksicht noch einiges Bettwerk zuwege gebracht worden. Dennoch kam ich zu keinem rechten Schlafe. Die Nacht war hell und lau, unsere Stube heiß von den vielen Menschen, auf welche der Vollmondschein durch die offenen Fenster fiel. Dabei war mein Blut durch die heiße Fußwanderung, meine Phantasie durch die Erzählungen von so viel Unglück heftig aufgeregt, und zum Ueberfluß hörte in einer benachbarten Scheuer abwechselndes Beten und Singen die ganze Nacht nicht auf. Oder schwieg es auch einmal einige Minuten: so vernahm man alsdann vom nahen Gehülfersberge herab den dumpfen Gesang der Hunderte, die im Freien um das Kirchlein übernachteten; so daß ich von dem Wechsel der ferndumpfen und der nahlauten nächtlichen Andacht unaufhörlich gespannt war.

Doch, die July-Mondnacht war kurz. Mit

der frühesten Dämmerung entsprang ich der Stube, tanzte über die kreuz und quer ausgestreckten Beine der auf Gängen und Treppen liegenden Wallfahrer, und eilte den Berg hinauf. — D'runten lagen die Thäler mit aufqualmenden Nebeln gleich dampfenden Opferschalen umher. Hinter den nahen, waldigen Bergaltären standen riesige Wolken, und legten als hohe Priester purpurne Frühgewänder an, die aber vor der annahenden Sonne verblichen. Andre Wolken schwebten als Leviten zwischen den hintersten Bergen auf, und zogen einen aus dem Opferdufte der Thäler gewobenen, schimmernden Schleier empor, mit welchem heut die Sonne ihr blendend Anlitz verhüllte. — Die Niederungen erwachten. Aus allen Dörfern tönte Geläut, auf allen Feldwegen ward es lebendig. Durch hohe Saaten schritten einzeln die Wanderer, die Häuflein sammelten sich unter Obstbäumen. Rechts und links an den Wegen zum Wallfahrtsort lagerten sich Bettler und Bresthafte mit umwickelten Beinen, mit umwundenen Schläfen.

Das hell- und eintönige Ave Maria wechselt da und dort mit lautem Zurufe des Flehens oder des Dankes: „Ein blinder Mann, ein armer Mann!“ — „Gott vergelt's euch tausendfach!“ Das Gedräng auf dem Wege wird immer dichter; die Fahnen entfalten sich, und geschaart ziehen die singenden Pilger nach dem Berge.

Ich eilte nun nach dem Wirthshause hinab, um mit meiner Gesellschaft zu frühstücken. Es hatten sich, brieflich eingeladen, von nah und fern alte Bekannte eingefunden. Die Unterhaltung war treuherzig gemessen: denn die Freude des Wiedersehens hatte an schmerzlichen Erinnerungen ein Gegengewicht. Bald brachen wir auf, und setzten uns im Gedräng der Menge, unter bedecktem, gewitterhaftem Himmel, nach dem Berg in Bewegung. —

Man durfte nicht daran denken, bis in die Kirche selbst vorzudringen: schon in der Nähe derselben war es zum Ersticken. Die Menschen schoben sich drängend nach der offenen Thüre, und

pflanzten den Meßgesang aus dem Kirchlein in langsamen Wellen fort. Hinter der Kirche, wo der Berg jäh abfällt, und das Gewog keinen Boden fand, waren Krämerbuden, nur für Einzelne zugänglich, aufgestellt; so daß man ein Bildchen echter Messe vor sich hatte, — aus Andacht und Handel zusammen gesetzt. Wir hatten einen alten, belesenen Dechanten unter uns. Er erinnerte an die erstaunliche Messe von Hurdwarra in Ostindien, wenn man es bei jenem Heidenthum eine Messe nennen darf. — Hier, sagte er, wo sich der Ganges in die Ebene von Bengalen ergießt, versammeln sich jährlich an zwei Millionen Menschen, Wallfahrens und Handelns wegen. Bei den unzähligen Sprachen und Mundarten würden die Verkehrenden sich nicht verstehen, und in nichts übereinkommen können, wenn sie sich nicht mittelst der unter allen Hindus verbreiteten Fingersprache, die unter einem über die Hände gezognen Kleideszipfel getrieben wird, im eigentlichen Sinne des Wortes begriffen.

O das ist nichts Erstaunliches! fiel ein dicker Actuar aus dem nahen Ritterschaftlichen ein. Ich glaube, daß unsern Wallfahrern und Wallfahrerinnen, die hier um den Berg zu übernachten pflegen, die Fingersprache auch nicht fremd ist.

Während er seinem Scherz aus voller Kehle nachlachte, fuhr der Dechant mit leisem Kopfschütteln fort:

Freilich ist eine Wallfahrt, wie die gegenwärtige, — obschon Tausende von Menschen auch hier auf und an dem Berge versammelt sind, nur ein Kinderspiel gegen jene großen Züge der Vorzeit nach Loretto, nach Rom und Palästina. So sind auch die dort herbei gezogenen Kramgeschäfte nur Kinderei gegen jene Märkte der italienischen und hanseatischen Städte des Mittelalters. Aber so schwer vergißt der Mensch eine frühe Herrlichkeit, daß er zuletzt wenigstens noch mit den abgefallnen Flittern spielt; oder vielmehr, solch' ein rüstiges Leben wohnt in den Werken eines herrlichen Jugendalters, daß sie auch in

einem entfremdeten Jahrhunderte nicht ganz absterben können. So sieht man an lauen Frühlingstagen ehrwürdige Greise, aus einer rüstigen Vorzeit entstammt, am Stabe vor die Stadtthore schleichen, die kein Nachbar jemals jung gesehen zu haben sich erinnert. —

Der redselige Mann, der bei aller Schwerfälligkeit seines Alters und seines Körpers, der Bewegung — geistiger wie körperlicher — das Wort sprach, fand seinen Spaß daran, alle großen Bewegungen in der Natur und im menschlichen Leben unter dem Bild einer Wallfahrt vorzustellen. — Die Mutter Erde selbst, sagte er, macht alljährlich ihre große Wallfahrt an den zwölf Sternbildnern oder Stationen vorbei. Alle ihre Kinder werden auf dieser Wallfahrt geboren, wie man ja die Exempel hat, daß auch Frauen während ihrer Pilgerfahrt niederkommen, und die heilige Jungfrau selbst auf der statistischen Wallfahrt nach Bethlehem unsern Herrn Christum gebar. Darum aber können die Kinder der Erde

das Wallfahren nicht lassen; es ist ihnen angeboren, wie z. B. den Fischen und Vögeln in ihren, selbst stets wallenden Elementen, dem Wasser und der Luft. Es ist ja wunderbar, was die Schneegänse für Wallfahrten thun. Und dann die Häringe! Ich habe gelesen, daß ihre Wallfahrt östlich von Island uns nach den brittischen Inseln in den Ocean, durch die Meerenge von Calais nach Madera, dann schief bis zum 20. Grad hinab, darauf westlich an den Antillen vorbei, an den Küsten von Amerika hinauf geht, und endlich an der Südspitze von Neufundland vorüber, in Jahr und Tag wieder dahin gelangt, wo sie ausgezogen waren.

Nun, dafür erlangen sie aber auch einen vollkommenen Ablaß, an dem wir selbst mit Theil nehmen, bemerkte lächelnd der Actuar.

Wie meinen Sie das? fragte der Dechant.

Ei, ich meine, was sie auf ihrer Fahrt an die Häringsfänger ablassen, lachte Jener schallend. —

So wurde in Ernst und Scherz manche

umfassende und weitbezügliche Betrachtung angeregt, der ich freilich nur ein halbes Ohr lieh, — jung und viel lieber auf das Anschauliche, als auf das Beschauliche gerichtet, wie ich war. — Zu solchen Gesprächen hatten wir ein gar bequemes Plätzchen gefunden. Da nämlich die Frauen, um der Bestimmung des Tages einigermaßen genug zu thun, sich unverdrossen im Gewog der Menschen, mitbetend und singend, hin und herschieben ließen: so zogen wir Mannsleute uns allein nach einem Abhange des Berges zurück, wo einige verzwergte Bäume einen angenehmen Gras- und Moosplatz hüteten. Hierher ließen wir uns die mitgenommenen Erfrischungen bringen, und füllten aus kühlen Krügen den kreisenden Pokal. Ueber unsern Häuptern scholl frommer Gesang; an den Abhängen des Berges hockten einzelne Menschengruppen, die mit Lärm und Lachen aus der Andacht fielen. Weit umher lag eine von Waldbergen gebildete und begrenzte Landschaft im sanften Lichte des bedeckten Himmels vor uns.

Die Landstraße war von Reisenden befahren. — Diese Pulsschläge der Natur und des Menschenlebens, die gewaltigen Erinnerungen der nächsten Vergangenheit, die hinter glänzendem Dufte des Friedens räthselbare Zukunft traf und trafen unsere Herzen; Trunk und Gespräch steigerten unser Gefühl, und bald schwebte, langsam sich erhebend, unser Geist mit ausgebreiteten Schwingen des Adlers über einem wundervollen Jahrhunderte. —

Aber jeder Geistesstrahl der Menschheit leuchtet nur im Uebergang zu neuer Verhüllung, wie ein zückender Blitz. Auch jene reine, religiöse Flamme des deutschen Geistes ist inzwischen wieder von der Priesterschaft für ihre Altäre in Beschlag genommen worden. Sie unterhalten damit die ewige Tempelleuchte des Hasses. Die Wolke, die den reinen Blitz verschlang, senkt sich schwarz und schwärzer herab, — nachdonnernd,

hagelbrausend, das Gefild des Friedens, die Saaten der Bildung bedrohend.

Zwei Himmelskräfte sind der Menschheit mitgegeben: der Muth, um sich ein freies Erdendasein zu gründen, und der Glaube, um es in die Unendlichkeit zu erweitern. Aber die Mächte der Erde machen beide Genien dienstbar, — der weltliche Arm den Muth, der geistliche den Glauben. Im Uebergang aus einem Joch in's andre streckt sich die Menschheit. Nur Einzelne halten sich von beiden Jochen frei. — Heut sollte eine Donnerstimme von allen Bergen rufen: Deine Krieger, o Deutschland, waren einst stolz auf die Bülletins des fremden Imperators; heut sind es deine Priester auf die Allocutionen des fremden Pontifex. Deinen Muth hast du vor fünf und zwanzig Jahren gerettet: heut halte deinen Glauben frei! Das Soldatenthum hast du bezwungen: hüte dich vor der Pfaffheit! Besinne dich, o Vaterland, und sei stolz! Laß weder fremdgehorsame Priester, noch

stille politische Unzufriedenheit deinen heiligen Glauben mißbrauchen. Pfui über Pfaffen, die dich mit Haß gegen die Ketzer, — und über Pastoren, die dich mit Aengsten um die Gnadenwahl segnen!

III.

Besuch in Weimar.

Im Jahre 1828 durfte, wer Goethen gern einmal gesehen hätte, einen Ausflug nach Weimar nicht aufschieben. Denn damals war er schon lange der alte Goethe und so hoch bejahrt, daß er mit jedem Tage scheiden konnte. Zu meiner Andacht für den großen Dichter, die schon lange zu einer Pilgerschaft nach Weimar antrieb, gesellte sich noch eine andre Absicht, die mir einen Besuch in jener Stadt lockend machte. Wußte ich doch, wenn auch der Alte in letzter Zeit für Besuchende etwas zäh und streng geworden war, daß für mich neben ihm andre gute Zuthaten angerichtet sein würden,

und der fahrende Bruder in keinem Falle unerquickt bleiben sollte. — Wallfahrten sind ja immer auch begünstigt gewesen; entweder durch Messen und Märkte, die den Vortheil des Erwerbs mit der kostspieligen Andacht verknüpften, oder durch Gastfreundschaften, die von Vorfahren gestiftet, den Enkeln zu gut kamen. So sollte ich Freunde in Weimar wieder finden, Landsleute — über ein Jahrzehend nicht gesehene, und die früher in schönen Stunden innerlich und äußerlich aufgeregter Jugend beisammen gestanden. Man hat frohe Erinnerungen, über die man in spätern Jahren lächelt, und die uns nur um so lieber sind. Mit ihnen ging uns ein Lebensglück verloren, auf das man jetzt keinen hohen Werth legt, und mithin ohne Betrübniß zurückschaut. Ja, wer den Reiz empfunden hat, den ein großartiges Liebhabertheater auf diejenigen ausübt, die in sorglosen Jahren des Lebens so viel freie Phantasie vor den Bühnenwänden, und so viel freiendes Herz hinter denselben anzubringen haben, der mag es

begreifen, welche Macht der Erinnerung mich zu den Weimarer Freunden zog.

In Fulda nämlich hatte grade in der unruhigsten Kriegszeit von 1811 an ein Liebhabertheater bestanden, aus der Freundschaft junger Talente entsprungen, und von dem sinnlich-geistreichen Fürsten Primas, während Fulda zum Großherzogthume Frankfurt gehörte, auf alle Weise begünstigt. Was in Fulda auf einige Bildung Anspruch machte, gehörte dem für Erholung, Vergnügung und Kunstgenuß gestifteten Vereine an. Was der Krieg gegründet und erbaut hatte, zerstörte der Frieden. Das Fürstenthum Fulda ward zwischen Hessen, Baiern und Weimar getheilt. Die Dilettanten, meist Staatsdiener, gingen mit in die Theilung, oder zerflossen nach und nach in das neue Vaterland Hessen. So war auch der Erzählende seit 1819 nach Hanau versetzt worden.

Von hieraus dachte er im Herbste 1828 Weimar zu besuchen, um Goethen zu sehen und alte liebe Freunde wieder zu finden.

Wer mag es Einem wehren, wenn man sich auch einen so kleinen Ausflug höchst wichtig sein läßt? Daher sah ich mich mit den Augen eines Reisephilisters den ganzen Tag über nach den Windfahnen und nach der Gunst des Himmels um, und schloß mich mit dem Troste, den ein prachtvolles Abendroth gewährt, dem Leipziger Eilwagen an, der nach eingebrochner Dämmerung von Frankfurt eintraf.

Das Kinzigthal webte voll mondheller Nebelzüge; die Mitternacht säuselte mit frischen Winden auf dem Scheidegebirg zwischen Süd- und Norddeutschland; die Vaterstadt Fulda empfing den Durchreisenden zum Frühstück mit ihrem einheimischen Kaffeebackwerke. Der Tag war heiter. Wie glänzte der Thüringer Wald mit den kleinen Bergseen! Abwärts ging's an dürftigen Lehmhütten vorüber, deren gebrochne Hausthüren den Bewohner ein- und den Rauch auslassen. Der Abend füllte die Schlucht vor Eisenach mit Glanz und Pracht; die Felsen und ihre schlanken Fichten,

die Wartburg über allen, schimmerten röthlich. — Gotha war noch von Mondscheinwandlern belebt. — Erfurt schlief fest hinter seinen schweren Thoren und unter seinen Schildwachten. Und wie einige Stunden nach Mitternacht der Eilwagen in Weimar einfuhr, empfand der Reisende die erste Täuschung; indem das neue Thor, die nächsten neuen Häuser seiner mondsüchtigen Einbildungskraft das Bild einer heitern, griechischen Stadt vorzauberten, das am andern Morgen, als ich mich auf spitzigem, widerwärtigem Pflaster umsah, sich in den krummen Gäßchen, hinter den alten schiefen Häusern, schnell verlor. Auch das heitre Wetter war in Trübniß umgeschlagen, und was ich von der Einwohnerschaft, besonders der höhern Stände sah, ging schwarz gekleidet.

Doch weder die Landestrauer über den Tod des Großherzogs noch ein bewölkter Himmel thaten der Freude des Wiedersehens Abbruch, als der Reisende jetzt die gastliche Wohnung des Oberbaudirectors C. betrat. Heitre Mienen, jubelnde

Begrüßungen ließen Alles Andre vergessen. Wie es denn nach langer Trennung zu gehen pflegte: — erst sucht man an einander selbst, am beiderseitigen Aussehen, die Fußtapfen der vergangenen Jahre; hüben und drüben reihen sich dann in flüchtigen Umrissen die beiderseitigen Leiden und Freuden an, bis man auf diesen getrennten Spuren zur Zeit der gemeinsamen Erlebnisse zurück gelangt. Ein mächtiger Zauber liegt in solchen Erinnerungen versteckt: sie machen uns für den Augenblick wieder so jung, wie damals, als sie selbst noch Ereignisse waren, und vergüten diese flüchtige Täuschung durch das innigere Glück, das diese Ereignisse erst dann gewinnen und gewähren, wenn sie zu Erinnerungen geworden sind. Erinnerungen sind zwar welk, wie getrocknete Früchte, aber auch süß, wie diese.

Herr C., der sich sehr bald nach seiner Ueberweisung und Uebersiedelung von Fulda nach Weimar unter Goethes Hausfreunde aufgenommen gesehn, versprach mir, bei erster Gelegenheit mich

dem „Geheimerathe“ anzumelden. Für die ersten Tage war aber darauf nicht zu rechnen: denn Rauch aus Berlin war eben da, um den Dichter zu zeichnen und zu modelliren. Von damals rührt das schöne Standbildchen — Goethe im Ueberrock, die Hände auf dem Rücken in einander gefügt. — Auf einem guten Möbel im freundlichen Zimmer eines mit Goethes Werken Vertrauten nimmt es den Ausdruck an, den der Erzähler bei Uebersendung eines solchen, für eine Verehrerin des Dichters bestimmten Bildes in den Worten andeutete:

Sei dir der Dichter angenehm,
in deiner Winterklause!
Sieh nur da steht er ganz bequem,
als sei er da zu Hause.

Wie wir nun gleich Vormittags die Stadt durchliefen, mußte auch ich mich überzeugen, daß sie, im Schmucke Deutschlands von gewöhnlichem Metall und Gepräg, nur durch die Juwele merkwürdig sei, die einst fürstliche Hände hier eingesetzt hatten. Wielands Haus, Schillers Häuschen an der einsamen Baumreihe, waren öde Stellen

ausgebrochener Edelsteine. Wir wendeten uns um die Ecke, und sahen Göthes Haus vor uns. Nur in Weimar konnte es ein Palast heißen. Eben stand der Alte hinter den Fensterscheiben, und blickte herab. Dieß Blinken und Funkeln eines Geisterdemants vom ersten Feuer lieh dem kleinen Weimar damals noch einen letzten Glanz. Jetzt liegt nur noch Eckermann als bononischer Stein dort, und schimmert im Dunkel die eingesogenen Strahlen aus. — Ich nahm jenen ersten Blick als gute Vorbedeutung, die sich noch dadurch bestärkte, daß uns gleich darauf, beim Eintritt in die Bibliothek, zwei Hausfreunde des Dichters — Meier und Riemer begegneten. Alsbald war vom „Geheimenrath" die Rede, und zwar mit einer Ehrerbietung in Ton und Haltung, als sei er selber mitten unter uns. Dieß brachte mich auf die Vermuthung, ob nicht Goethe vielleicht für Weimar eine gewisse Allgegenwart habe. Ich nahm mir im Stillen vor, einige Beobachtung darüber anzustellen.

Nachmittags konnte ich mich überzeugen, daß doch Goethe nicht die einzige Angel des Weimarer Lebens, sondern wahrscheinlich nur die obere sei, und daß es noch eine untere gab. Frau C. führte mich nämlich zu Freundinnen ihres Hauses. Hier drehte sich Alles um den Schauspieler Wagner, — den Gott selig habe! — Ein schöner Mann, wie ich ihn bald kennen lernte, und was noch mehr war, — der allen Frauen den Hof machte. Neckereien, Anekdötchen, Gelegenheitsgedichte von ihm, wurden mitgetheilt. Eine kleine braune Frau aus diesem Kreise, voll lebhafter Unbefangenheit, schien bei vielen dieser Geschichtchen besonders eingefädelt zu sein, und die Freundinnen fanden nun ihr Vergnügen daran, das Fädchen zu drehen und zu drillen?

Den folgenden Tag hatte sich das herrlichste Herbstwetter eingestellt; der Park mußte Vormittags, Belvedere Nachmittags besucht werden. Hier bot Schlößchen und Garten manches Sehenswerthe, und der Nachdenkliche fand sich zu Vergleichen

und Bezügen aufgelegt. Die ärmlich erbauten Gewächshäuser mit reichem Inhalt erinnerten an Weimar selbst in seiner schönsten Zeit. Mehr noch das Palmenhaus. An diesem hob sich das Dach, damit sich die schlanken Bäume strecken konnten. Hätten sich doch die weimarer Verhältnisse eben so leicht heben und erweitern können für die dahin versetzten Geister. Wer wollte berechnen, wie hoch sie für das freie Volksleben hätten wachsen können? Wir müssen uns bei der Ueberzeugung beruhigen, daß ihrer Werke Palmenhirn und die Cocosmilch ihrer Früchte noch manche Generation im Kampfe des Lebens nähren und erquicken wird.

Wir unterbrachen unsere weimarer Ausbeute, um bei so gutem Wetter, wie es sich den Sonnabend aus schimmerndem Frühnebel herauszuwinden versprach, nach Frauenprießnitz zu fahren, wo ein fuldaer Freund, der ehemalige Liebhaber auf unserm Theater, als Rentmeister stand. Der Kutscher brachte uns bei so trocknem Wetter mitten über

das jenaer Schlachtfeld und an der Windmühle vorüber, an welcher Napoleon damals commandirt hatte. Die Mühle stand still und verfallen da: ich glaube, sie hatte sich von jenem Commandiren und Kanoniren noch nicht wieder erholt. Vor und jenseit der Mühle erhoben sich in weiter Entfernung auf dieser Ebene zwei hohe Leichenhügel, mit üppigem Grün überkleidet. — In der Natur — scheint es — wird schneller, als im Völkerleben, das Abgestorbene zu neuen Erscheinungen umgewandelt. Die Natur, könnte man sagen, schlägt viel rascher und rastloser ihr Kapital um, als die Geschichte. Vielleicht ist aber nicht die Heilkraft der Natur stärker, sondern der Geist ist nur, seiner feinern und edlern Constitution wegen, längern und erschöpfenderen Fiebern unterworfen.

Aber auch die gewaltigen Erinnerungen, die uns auf dieser weiten Ebene wie Geister aufstiegen, sollten schnell dem siegreichen Goethe weichen. Wir sahen nämlich Dornburg vor uns

auf gleicher Ebene liegen. Wie manches war in diesem Schlößchen von dem Meister gedichtet worden! Und erst jüngst hatte der „Geheimerath" hier die Trauer über den Verlust seines fürstlichen Freundes überstanden. Goethe pflegte sich nämlich bei schmerzlichen Ereignissen in die Einsamkeit zurück zu ziehen. Nach Allem aber, was man aus seinem Leben über ihn gehört hat, bleibt uns immer ein leiser Zweifel, ob er der Einsamkeit bedurfte, um tiefe Schmerzen zu bewältigen, oder ob er sie suchte, um der Gesellschaft, die auch einem starken Geiste tiefen Mitschmerz zumuthet, ein verhülltes Zugeständniß zu machen.

Wir betraten den Garten, in welchem meine Reisegefährtin mehr als einmal, wie sie sagte, den großen Dichter als liebenswürdigen, heitern Wirth —. Ha! welch' ein herrlicher Anblick! Tief unten, wo ich noch Ebene vermuthete, ein herauf lachendes Thälchen! Am Fuße der jähen, nackten Berghalde der staubige Fahrweg nach Jena; dicht daran Wiesgrund, von der Saale in muthwilligen

Bogen durchschlängelt; weidendes Vieh zwischen den Erlen- und Weidenbäumen sichtbar, und drüben ein wildbewaldeter Bergzug aufsteigend. — Zwischen jenen Waldbergen, die Schlucht hinauf, geht's nach Frauenpriesnitz. —

Fröhliches Wiedersehen des Freundes! Eine Sonntagsfeier vergangner guter Tage folgte. Auf die heitersten Vigilien eines warmen Sonnabends spielte die Orgel eines nächtlichen Sturms die Mette des Sonntags ein. Das alte, hochgelegne Schloß fing von allen Seiten den Wind auf, und durch hundert verschiedne Spalten und Ritze stimmte St. Sturmius in allen Menschen- und Thierstimmen seine Mettenhymnen an. —

Der Freund führte mich auf einem Morgengange nach einem Höhepunkt, wo man das Flußthal entlang einen Blick nach Jena hatte. Doch öffnete sich den Vertraulichen auch ein Blick in ihre Vergangenheit. Der Freund hatte die Eigenheit, die man an vielen guten Ehemännern bemerken kann. Wenn sie nach leidenschaftlichen

Neigungen einen einfachen Bund geschlossen haben, möchten sie gern auch die alten Erinnerungen aus dem Kreise ihrer Treue bannen. Das menschliche Herz ist dann wie ein Komet, der den Dunstschweif seines festen Kerns von der Sonne abwendet, die ihn jetzt beherrscht. Allein die Erinnerungen unseres Lebens behalten ein ewiges Recht an uns, und ein tüchtiger Mann schämt sich auch seiner Thorheiten nicht, sondern höchstens nur — ihrer Mütter. —

Den Montag gings nach Jena durch das schöne, baumreiche Saalthal, das in der Nähe der Stadt sich an die kahlen, seltsam abgeschnittnen Berge anlehnt. Auch Jena galt mir jetzt nur für ein andres Gewand, für einen besondern Anzug Goethe's, in welchem er sonst seinen Schiller besucht, oder dem Atheisten Fichte Audienz gegeben hatte. Auch diesen Traum zu beleben, stellte sich uns in dem Bau-Offizianten, bei welchem wir einkehrten, — ein ehemaliger Kammerdiener Goethe's dar. — Ei tausendmal willkommen!

rief der joviale Alte der Gemahlin seines Dienstvorgesetzten entgegen. Wie geht's in Weimar? Was macht „der Geheimerath"?

So ging mir's denn mit Goethe's Titel, wie es einst dem Dichter selbst mit dem alten Lied auf Marlborough gegangen war: wieweit auch der Reisende kam, immer umtönte es ihn. —

Wir waren den Abend wieder nach Weimar zurückgekehrt, und besuchten folgenden Tages das literarisch berühmte Tiefurt. Eine trauliche Einsamkeit, die mit herbstlicher Trauer das Andenken an eine geistreiche Fürstin feierte. Gute Kupferstiche und Büsten aus jener Zeit wollten noch nicht ganz den kindischen Spielereien weichen, die sich jetzt dort eindrängten. Wir blätterten auch in dem Tagebuche, das aus den Beiträgen jener geistvollen Freunde erwachsen war, die einst hier einen seltnen Kranz um die Herzogin Amalie bildeten. Die Ilm murmelte noch in dem stillen Parke von jenen schönen Tagen; sonst war Alles still umher.

Wie wir zurückkamen, war C. auf den Abend zu Goethen eingeladen. Er rieth mir, auf eine nachfolgende Einladung gefaßt zu sein; es seien Fremde da, und wenn Goethe vernähme, daß ich von Frauenpriesnitz zurück sei, würde er mich zu den Andern bitten lassen, da er bisher nur auf einen ihm bequemen Augenblick gewartet habe, mich bei sich zu sehen. — Ich begriff wohl, daß ich eine der Fliegen sein sollte, die der alte Herr, um Ruhe zu haben, mit einer Klappe treffen wollte. Dafür brachte ich aber den Vortheil in Anschlag, daß ich, anstatt dem „Geheimerathe" flüchtig vorgestellt zu werden, nun Goethen einen Abend lang unter Fremden und Freunden sehen und hören sollte. Wie voraus gesagt, ward ich, bald nachdem C. von Hause weg gegangen war, von einem Bedienten eingeladen und abgeholt.

Die Treppe stieg es sich ganz bequem hinauf; nur war es mir unbehaglich, daß ich aus Achtung vor Goethes Widerwillen gegen Augengläser an der Stubenthüre meine Brille einstecken

mußte. Nicht, weil ich nunmehr das auf der Thürschwelle eingelegte berühmte Salve übersah, sondern weil ein Kurzsichtiger beim Eintritt in eine Gesellschaft, die er zumal bei Kerzenlichte nicht schnell und aus der Ferne individualisiren kann, leicht befangen und linkisch erscheint. Der erste Eindruck eines Menschen war aber bei Goethes Empfindungsweise haftend. — Meine Anrede schnitt der Geheimerath mit einer Handbewegung und einigen Empfangsworten ab. Ich reihte mich also, da ich ihn eben im Gespräche mit einem Fremden unterbrochen hatte, den schwarzgekleideten Freunden an, die seitwärts in ehrerbietiger Ferne standen. Es waren außer C., Riemer, Maier und Eckermann. Der Eine von beiden Fremden war der Landschaftsmaler R. aus Berlin; der Andre ist mir vergessen. Mit Letzterem unterhielt sich Goethe fortwährend in der Fensternische, indeß Thee umhergegeben wurde. Nach dem Thee nahmen alle Platz um den Tisch, und R. legte die Skizzen vor, die er auf seiner Reise, besonders

am Rhein, mit Bleifeder rasch entworfen, oder — wie er sich ausdrückte — geknackert hatte. Ueberhaupt machte dieser launige Maler einen ergötzlichen Kontrast zu dem ernsten Dichter. Klein und verwachsen raschelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer schritt. Eben so sehr stach seine Unruhe und sein lebhafter Witz gegen Goethes Gemessenheit und heitre Bemerkungen — das schnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gehaltnen Ton des Frankfurters ab. Ruhig sitzt der Alte da, und überschaut von seinem etwas erhöhten Stuhle mit festem Auge den Tisch; während R., kaum über den Tisch hervorragend, seine Brille bald auf die Nase fallen läßt, um ein Blatt seines Skizzenbuches auszusuchen, bald über die Stirne zurückschiebt, um eine Bemerkung an den Geheimerath zu richten. Doch er selbst scheint am wenigsten um die Geheimerathschaft des Wirthes bekümmert: seine Bewegungen, sein lautes Wort, sein behagliches Lachen, seine Anreden und

Erwiederungen überspringen alle Rangstufen, auf denen Goethes Hausfreunde sich leis und lauschend untergeordnet haben, ohne sich zu Hause zu fühlen. Mir selber waren die zur Schau circulirenden Blätter sehr willkommen, um unter so gutem Vorwande meine Brille hervor zu holen, und über die geknackerten Zeichnungen hinweg nach Goethe zu schielen, der nirgends etwas geknackertes an sich hatte. Dieser reicht die beschauten und besprochnen Blätter mit den fast pedantisch wiederholten Worten zurück: „Sie sollen bedankt sein!" — „Sie sollen belobt sein, wie immer!" — Eine seltne Paste, die R. vorwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein: „Da, heben Sie es sorgfältig wieder auf!" — Nicht wahr, lachte R., damit sie nicht in unrechte Hände komme?"—

Nein, lächelt der Alte, weil sie vielleicht nicht in den rechten ist. —

Bei dieser Gelegenheit rühmt R. seine besonders in Italien verübten Kunstdiebereien; erzählt, wie er die Aufseher trunken gemacht habe,

die dann im Dusel nicht bemerkt hätten, was ihm in die Taschen gefallen sei.

Goethe erwiederte mit der Nachsicht, die er selber zuweilen für sich nöthig gehabt haben soll: „Bei Dienstboten werden gefundne Eßwaaren nicht für gestohlen angesehen. So sind auch solche Kunstsachen gleichsam für Leckerbissen zu halten, die man sich zueignet, ohne des Diebstahls schuldig zu werden. Ja manchem erzeigt man eine heimliche Wohlthat, wenn man sie ihm entwendet, und ihn dadurch von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verstehen."

Unter den Seltenheiten, die R. zu besitzen sich rühmte, prahlte er auch sehr mit einem Ei aus Herkulanum, dem einzigen das man in Deutschland habe; es sei aber leicht, wie Luft.

Es ist also nicht viel auszubrüten darin, erwiederte Goethe, auch wäre wohl dazu erst ein herkulanisches Huhn beizubringen.

R. war sehr heiser, und ward es durch sein vieles Reden immer mehr. Hierüber von Göthe

wohlwollend berufen, wies er ein Blatt seiner Skizzen vor, indem er sagte: Sehen Sie hier die klassische Stelle, wo ich mir den Schnupfen geholt habe, — diesen schlechten Referendar, der doch Assessor geworden, obschon er im Maturitäts-Examen durchgefallen ist.

Auf diesen, in Berlin vielleicht üblichen Wortwitz versetzte Göthe ganz trocken: Das haben Künstler voraus, daß sie an ungesunde Orte geführt werden.

Mit Eitelkeit versetzte R.: Mancher aber holt sich dort einen Schnupfen, ohne daß er die Stelle so bezeichnen kann.

Nach aufgehobener beschauender Sitzung, während kalter Punsch und Gebacknes umgereicht wurde, unterhielt sich Goethe eine Weile mit mir über Hanau und Frankfurt. So konnte ich mir den verehrten Mann recht in nächster Nähe betrachten. Er fragte nach den jetzt in beiden Städten befindlichen Kunstgegenständen und Künstlern, und wollte namentlich von einem Maler

hören, den er, wie er vielleicht nur den Schein annahm, eben nicht nennen konnte. — Jetzt fühlt er den Puls deiner Kunstkennerschaft! dachte ich bei mir selbst. Er konnte diesen Puls unmöglich fieberhaft finden. Indeß war auch mein augenblickliches Interesse mehr darauf geheftet, den Blick, die Mienen, die Sprache des Dichters zu beobachten, um mir ein lebendiges Bild einzuprägen, als vor seinen Fragen nach Gemälden mit Ehren zu bestehen. So fiel mir denn wirklich nicht ein, daß er vielleicht von Oppenheimer hören wollte, dem aus Hanau gebürtigen, in Frankfurt angesiedelten jungen Maler, der kurz vorher dem Dichter Skizzen aus Herrmann und Dorothea gewidmet und übersendet hatte. —

Wie es nun Zeit zu gehen war, entließ uns der „Geheimerath". Wir schieden, die Fremden mit Verneigungen, die Hausfreunde mit Bücklingen. —

Bedeutendes von dem bedeutendsten Dichter des Jahrhunderts zu hören, war nun an diesem,

nur flüchtiger Kunstbeschauung gewidmeten Abende nicht vergönnt gewesen. Allein das Außerordentliche ist eben auch außer der Ordnung: wer dürfte darauf Rechnung machen? hatte ich doch meine bescheidne Absicht erreicht und ein lebendiges Bild des großen Mannes gewonnen. Wer möchte ihn nicht in seiner genialen Jugend gekannt haben, wo er gewiß von Innen mehr durchglüht aussah, als ich ihn damals fand. Sein Auge war wohl noch warm, seine Stimme stark; aber sein Schritt schien nicht mehr fest; wenn ihm nicht etwa die eigenthümliche Art, Schulter und Haupt steif aufrecht zu tragen, und leis aufzutreten, ein so schwankendes Ansehen gab, daß er mehr zu schweben, als zu schreiten schien. —

Sollte ich nun unter diesem Bilde noch einige Bilderchen anbringen: so müßte ich von Peucer und St. Schütz, von Hummel und Strohmeier erzählen. Zwischen diesen Paaren könnte ich dann Frau Schoppenhauer als einzig aufhängen. Doch — sie ist nun begraben. Ihre

Tochter Adele, die uns bei unserm Besuche empfing, und während des Nachmittagschläfchens ihrer Mutter unterhielt, machte mir mit einer einzigen Bemerkung klar, wie geplagt auch Goethe oft genug gewesen sein muß. Adele beklagte nämlich gar sehr, daß man jetzt bei dem — „Geheimerathe" so schwer und selten vorkommen könnte. Die aus den Bädern oder von der Versammlung der Naturforscher aus Berlin heimkehrenden Fremden nähmen ihn ganz und gar in Beschlag. Sie warte von Tage zu Tag auf ein gutes Stündchen bei ihm; denn sie bedürfe doch gar sehr seines Rathes bei der Wahl. — Sie suchte lebhaft unter den umher liegenden Papieren — wie ich glaubte nach einigen Porträten, — als sie ein Papier aufrollend, fortfuhr: bei der Wahl einiger Farben zu dieser Arbeit auf Holz!

Sie wies eine Blumenzeichnung auf, die mein Begleiter C. als Kenner sehr lobte, während ich im Stillen Goethen bedauerte, der so Vielen ein „Geheimerath" sein mußte. Als ihre

Mutter, aus dem Mittagschläfchen erwacht, uns auf vornehmem Sopha empfangen hatte, legte uns Adele viel Schönes, was sie gemalt und was sie mit der Scheere aus schwarzem Papiere geschnitten, zum Beschauen vor. Dabei brachte sie mich durch den Widerspruch ihrer so Schönes bildenden Hand mit dem, alle Schönheit entbehrenden Angesichte auf einen wunderlichen Gedanken über den Verkehr der beiden hohen Mächte — Geist und Natur. Ich mußte mich fragen, ohne mich eben beantworten zu können, — ob nicht vielleicht der Geist in den traulichen Stündchen, in denen er heimlich die Natur besucht, auf neckische Weise die Handarbeiten dieser seiner Geliebten verwirre und verkehre; indem er z. B. die Bildung eines schönen Mädchengesichtes in die Bildungskraft der Mädchenhand verstecke, oder die Anmuth, die für den Wuchs des jungen Geschöpfs zugeschnitten liegt, in dem Herzen desselben verberge. — Wirklich scheinen die Frauen auch von solchem Liebesverkehr etwas zu merken; denn man

findet, daß die Schönen sich vor Geist fürchten, und die Häßlichen ihm schmeicheln.

Inzwischen wurde ich im Gesellschaftskreise meiner freundlichen Wirthe als Gast hin und hergeworfen. Man schien sich über Alles gern zu vergnügen, und die beste Laune vergütete, was den Interessen und Abfällen des Lebens an Gewicht fehlte. Die Art, wie man auch im Kreise der Frauen sich gab und die Dinge nahm, war gerade nicht vornehm zu schelten. Wer weiß aber, wieviel die weimarer Mundart, ein nicht nach dem reinen A. gestimmtes Instrument, an der Unterhaltung verdarb. Auch ist es immer gewagt, mit dem Rausche der einst aus Weimar versandten Poesie nach der Stätte zu kommen, wo sie gekeltert ward. Der Stadt Weimar liegen die Trester ihrer versandten Weine zur Last. Doch ward dem Erzähler mancher alte Trunk geschenkt und gegönnt. Eine kleine lebhafte Brünette declamirte z. B. gern Stellen aus Goethes und Schillers Werken, und ihr Gedächtniß war ihr

darin so treu, daß sich selbst ihr muntrer Witz darauf verlassen konnte. Eines Morgens brachte ich ihr den in der Abendgesellschaft vergessenen Shawl in ihre Wohnung, und wie ich in's Zimmer getreten, das Tuch mit einer fragenden Gebehrde in die Höhe halte, ruft sie pathetisch: „Mein ist der Helm, und mir gehört er zu!" —

Vom Theater und der russischen Messe, vom Schloß mit den schönen Malachitsachen und Hackert'schen Bildern will ich nichts sagen; aber zwei Oktoberabende tauchen in meiner Erinnerung auf, die mich bewegen. An einem düstern Abende besuchte ich den Kirchhof, und blieb in der Fürstengruft an Schillers Sarge stehen. Die Worte dieses edeln Dichters: „Es soll der Dichter mit dem König gehen" — waren das Thema meiner Empfindungen. Drunten im kleinen Weimar lebte noch der Dichter, der mit seinem gnädigen Herzoge Arm in Arm und mit du und du gegangen war; hier ruhte der Andre, von dem es heißen konnte: Es soll der Dichter nächst dem Fürsten ruhn.

Ich brach einige Blätter aus dem Lorbeerkranze, der auf Schillers Sarge lag, um sie in einem Briefe zu versenden. Doch die Täuschungen des Lebens weben auch noch um die Särge der Dichter. Die Freundin dachte nicht daran, daß die Lorbeerblätter, die sie empfing, nicht um des Dichters Haupt gelegen, sondern aus einem Kranze gebrochen waren, der erst seit Kurzem, nachdem der frühere von Reisenden zerpflückt worden, auf dem Sarge ruhte. Ich selber auch dachte nicht daran, daß die eingeschloßnen Gebeine vielleicht nicht einmal — wenigstens nicht alle — Schillers waren. Denn der Verstorbene war erst auf dem Jakobskirchhofe im Landschafts-Kassengewölbe beigesetzt gewesen, wo man seine Gebeine, als sie in die Fürstengruft erhöht werden sollten, mit manchen andern aus den zerfallnen Särgen vermischt gefunden hatte. — Der Naturforscher ordnet die vorweltlichen Thiere nach ihren, wenn auch zerstreut ausgegrabenen Knochen; welcher Kritiker aber kann die Gebeine eines Dichters von denen eines

Handwerkers sondern? Wer weiß, mit welchem längst vergeßnen Manne einst bei der allgemeinen Auferstehung unser Dichter erst ein Bein, eine Rippe oder ein paar Halswirbel austauschen muß, ehe die allgemeine Verklärung seinen besonderen Dichterruhm in sich auflöst!

Oberhalb dem Kirchhofe mit der Fürstengruft, und zwar unmittelbar anstoßend, liegt die herrschaftliche Baumschule, eine großartige Einrichtung, der ein Landesdirectionsrath vorsteht. Von diesem eingeladen, sollten wir hier noch einen tollen Sonntagabend verbringen. Es war eine trauliche Gesellschaft, ein freier Blick über das Thal, fröhliches Gespräch der Männer, und dazwischen etwas Frauenschwärmerei mit Declamation. Als wir schon bei Lichtern im Sommerhause an wohlbestellter Tafel saßen, trat noch ein Gast mit glänzenden Augen herein. Alle mutterwitzigen Blicke der Frauen fielen auf Eine unter ihnen, die eben nicht verlegen schien. Eingeladen war der späte Ankömmling nicht, und konnte selbst

ohne heimlichen Wink nichts von der traulichen Gesellschaft so weit außerhalb der Stadt wissen. Der späte Gast war — Goethe. Nicht der „Geheimerath", sondern der Kammerrath, der Sohn. Es war mir lieb, auch ihn vor meiner Abreise noch zu sehen. Er trank uns Allen vor. Wir suchten ihm nachzukommen, und eine laute Lustigkeit kam auf. Man sang und lärmte. Goethe schlug zuletzt einen Zug durch den Garten vor. Man faßte sich zu Paaren an den Händen; singend und jauchzend zog man dem lustigen Manne nach auf den schmalen Pfaden, welche die verschiedenen Klassen der Baumzöglinge trennten, — den Berggarten hinauf, seitwärts hinab immer tiefer ins Dunkel, bis wo man an einem Mäuerchen wenden mußte. Es war die Mauer des Kirchhofs.

Ich erschrack. Es war ein schmales, niedres Mäuerchen, das den flüchtigen Lebensübermuth von denen schied, „die so sanft ruhn." — Ja wohl den flüchtigen! der damals über die stillen

dunkeln Gräber hinjauchzete, — er lag nicht lange darauf und — früh begraben. Mag er den Rausch des Lebens verschlafen! die andern Kinder seines Vaters sind unsterblich. Sie werden noch manches Herz berauschen und beruhigen.

Daß man sich aber Goethen nicht nähern könne, ohne wenigstens ein Weilchen in seinen Gespinnsten zu zappeln, sollte ich beim Abschiede von Weimar empfinden. Ich konnte nicht umhin den Freunden ein gereimtes Blatt zu hinterlassen. Und wer erkannte nicht die unwillkürliche Nachahmung der Manier des gealterten Goethe, wenn ich den Freunden zurief:

Lang getrennt und treu gefunden, —
neue Lagen, alte Herzen,
alte Mähren, neues Scherzen, —
Was vergleicht sich solchen Stunden?

Und noch treibt's in meinem Innern;
einmal ist der Weg durchmessen,
und zum alten Unvergessen
kömmt ein wachsendes Erinnern.

Grämlich sieht das Amt zum Wandern,
mißt nur knapp die Flatterstunden;
doch das Herz bleibt ungebunden,
— Einer findet wohl den Andern!

IV.

Eine Tischrede im Traum.

Wie viel ist nicht schon über das Geheimniß des Traumes geräthselt worden! Manchmal scheint es, wir schöpfen im Schlafe aus Gedankenquellen, die für uns nicht zu Tage fließen: wir erwachen mit ungemein erquicktem Geiste, und Alles gelingt uns diesen Tag. Ein andres Mal haben wir das Wasser aus der Tagwelt mit in den Schlaf genommen, und die Träume erhitzen es nur über den abgewelkten Blättern der Lebenserinnerungen zu einem matten Traumthee. So oft war ich schon in Träumen der qualvollsten Verlegenheit ausgesetzt gewesen, und hatte in löcherigem Hemde

durch einen glänzenden Tanzsaal gehen müssen; nun sollte ich aber auch einmal recht witzig und beredt auftreten, und den Beifall der respectabelsten Männer auf mich ziehen.

Es war in Stuttgart in dem herrlichen Herbste des guten Weinjahres 1834. Die Naturforscher hielten eben ihre Versammlungen in dieser Stadt. Ihnen zu Ehren ward Tags nach meiner Ankunft, — es war ein Sonnabend — ein glänzendes Fest auf der sogenannten Silberburg gegeben. — Ich habe zu allen Festen gesellschaftlicher Art den Sonnabend gern. Das Vorgefühl des Sonntags erhöht den Genuß, und man hat überdieß noch den Trost, am andern Morgen die allenfalls bittere Neige der ersten Feier unter dem Dufte des zweiten Festtages leichter zu verwinden.

In solcher Vigilien-Stimmung wandelte ich gegen Abend nach der Silberburg. Der Weg geht zwischen Gärten und Weinbergen empor. Die Gärten waren von ihren Besitzern und deren

Gästen belebt; um den geschmückten Eingang zu dem höher gelegenen Festgarten sammelte sich ein schaulustiges Völkchen. Die rechte Fröhlichkeit ging aber mit einbrechender Nacht an. Pechpfannen brannten am Eingang; bunte Laternen durchzauberten den Garten; auf der Bogenbrücke, die den obern Weinberg mit dem tiefer gelegenen Garten über den zwischen beiden hinziehenden Hohlweg verband, drängten sich hin- und herwandelnde Gestalten geschmückter Frauen und schwarz gekleideter Naturforscher. Die Mädchen glänzten so prall und bräunlich wie Traubenbeeren; die Naturforscher boten zum Theil die seltsamsten Physiognomien dar. Mir scheint, daß die Natur denen, die immer so gierig an ihr herumtasten, zuweilen Eines anhängt, und allmählich die Gesichter der Forschenden nach den durchforschten Wundern wunderlich umgestaltet, so daß Manche zuletzt in Art und Aussehen auffallend an die Geschöpfe erinnern, auf welche sie ein vieljähriges Studium gewendet haben. — Und

damit nun alles von nah und fern Gekommene, unter einander noch Spröde in einen rechten Guß und Fluß der Fröhlichkeit gebracht würde, spielten abwechselnd zwei Musikchöre aus dem obern und untern Garten, und wirkten wie ein positiver und negativer Pol auf die Frauen- und Männerherzen. Tief unter den Festgenossen lag die Stadt; die Weinberge geberdeten sich mit ihrer 1834r guten Hoffnung. Bei diesen Aussichten auf die nahe Weinlese wurden die hinterlegten Verdienste früherer guten Weinjahre nicht geschont; als Ausdruck des feurigen Uebermuthes stieg, knallte, rauschte ein prachtvolles Feuerwerk in die Nacht hinein. Wie nach und nach die Köpfe schwerer und die Herzen leichter geworden waren, übergoß der aufsteigende Mond und verschmelzte Berg und Thal, Lust und Stille, Jubel und Sehnsucht mit einem und demselben magischen Lichte.

Doch ich wollte nicht das Fest beschreiben, sondern nur begreiflich machen, wie einem vergnügten Menschen alle diese in der Dämmerung

erlebten Zauberbilder im Traume noch einmal wieder kehren. Und wie seltsam! der nüchterne Ernst dieser gelehrten Versammlung, dießmal über die unaufhörlichen Festschmäuse ein wenig verdrossen, hatte sich in meinen Traum geflüchtet, um entweder sich zu ärgern oder mich zu necken. Hört nur!

Ich befand mich in einem großen Saale zwischen den ernsthaftesten Männern an wohlbesetzter Tafel. Auch die vielen Unberühmten, deren man am Tage nicht achtete, obschon sie bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit den berühmtesten Gelehrten wetteiferten, galten bei diesem Traumschmause für ausgezeichnete Naturforscher. Ganz uneigennützig war mein Traum nicht, sondern stellte mich selbst als einen Naturforscher hin, und sogar als einen, der neue Bahnen der Naturforschung brechen wollte. Nach vielfach ausgebrachten Toasten erhob ich mich auch mit vieler Zuversicht, schlug an mein volles Glas, und sprach zu den aufhorchenden, stillgewordenen Männern:

„Meine Herrn!

Man kann gerade nicht sagen, daß heutigen Tages die Natur, diese alte Coquette, diese unaufhörliche Wöchnerin, deren Mann gar nicht zum Vorschein kömmt, vernachläßigt würde; da ich das Vergnügen habe, unter so vielen alten und jungen Herrn zu sitzen, die ihr von allen Seiten den Hof machen, und als Anbeter, wenigstens einzelner Partien dieser Unverwelklichen, uns von deren Geist und Reizen unaufhörlich unterhalten. Ich berufe mich auf den alten mir gegenüber sitzenden Herrn, der aus dem artigen Frankreich gekommen ist, und in Tracht und Manier an das vorsüdfluthige Frankreich, an die schöne vornationalconventische Zeit erinnert, ja sogar zur Bestätigung meiner obigen Behauptung Monsieur Lamoureux heißt. Dennoch ist im Verhältnisse zur Bevölkerung Deutschlands zu beklagen, daß so viele Tausende sich fast noch gar nicht für die Nation interessiren, und daß unter diesen Gleichgiltigen grade so Viele aus den höhern

Klassen und reichen Ständen der Gesellschaft sind. Wäre es nicht verdienstlich, auf einem neuen, humanen Wege auch in diesen Gleichgiltigen eine Liebe zur Natur zu erwecken? Besonders auch für die Politik verdienstlich, weil durch die Stabilität der Natur ein nachhaltiges Gewicht gegen die politische Aufregung oder vielmehr Aufregbarkeit unserer Zeit zu Gunsten der alten europäischen Legitimität gefunden würde. Natur und Geschichte verhalten sich wie Adel und Bürgerthum, und je mehr Hände wir vom babylonischen Thurmbau der Geschichte zum Anbau der Natur gewinnen, desto mehr Halt und Sicherheit wird für das Staatsleben gefunden."

„Aber welchen Weg ich dazu vorschlage, welchen humanen Weg, wie ich mich ausdrückte? — Einen Weg, meine Herrn, den die Natur selbst angedeutet hat, und eben sitzen wir mitten auf diesem Wege. Er führt durch die Küche in die Natur, oder vielmehr er führt die Natur durch die Küche. Wir müssen, denke ich, die Menschen

durch ihren Magen für die Natur interessiren: diesen Mutterbeutel hat ja die Gütige einem Jeden ihrer Sterblichen eingeknüpft, und durch die fortwährend in denselben einfallenden Mutterpfennige bleiben wir ewig ihre Kinder. Der Magen ist eine Art Fortunatus-Säckel: in ihm liegen unsere ersten und letzten Wünsche und Befriedigungen. Aus dem Magen entstehen alle revolutionären Bewegungen des Gemeinen nach oben, und alle höchsten Interessen erfahren hier ihre Zersetzung und Erniedrigung. In was löst sich alle Herrlichkeit der Welteroberung, alle Süßigkeit der Herrschgewalt endlich auf, als in die Magensäure der Völker und in das Sodbrennen der Menschheit? Und wo regt sich die Seekrankheit der edelsten Geister, wenn sie den stillen Ozean des Uebersinnlichen befahren?"

„Ja, meine Herrn, auf diesem „humanen" Wege ließen sich vielleicht Männer, die aus ihrem Geldbeutel noch nichts zur Erforschung der Natur haben beitragen mögen, endlich durch den Magensack

für dieselbe interessiren. Ich möchte diesen Weg nicht bloß den humanen, ich möchte ihn auch — unter uns! — den diplomatischen nennen. Nicht sowohl in dem Sinne, daß Diplomaten mehr als andre müßige Leute, diesen Weg der Naturforschung zu schätzen wüßten; auch nicht des echt diplomatischen Kunstgriffes wegen, daß man unter dem Scheine der Zubereitung neuer Genüsse für den Magen auf Entdeckung neuer Seiten der Natur ausginge: sondern vorzüglich wegen der politischen Wirkungen dieser neuen naturforschenden Richtung. Die jährlichen Versammlungen der Naturforscher würden mit den politischen Congressen in heilsame Bezüge treten, oder nach Umständen auch die politischen Congresse verdecken helfen. Die europäische Politik, die sich ja vor der Oeffentlichkeit gar nicht mehr zu retten weiß, würde neue Falten gewinnen — an den Magenfalten. Und, meine Herrn, lassen Sie mich noch eine andre Andeutung geben, die mehr noch als Ihnen, den Cabinetten heilsam werden könnte. Unsere Küche

ist stabil geworden. Seit Jahunderten behandelt und verwandelt sie fast immer nur dieselben Substanzen, die ihr drei Elemente, — Land, Luft und Wasser liefern, um solche dann vom vierten, dem Feuer, zubereiten zu lassen. Wie wär's, wenn man die europäische Küche mobil machte, um alsdann die unruhige Bewegung der Geister in dieß neue verfängliche Gebiet des Forschens hinein zu locken und zu bannen? Wie, wenn es uns gelänge, die übersprudelnden Köpfe mit den überkochenden Töpfen nicht bloß poetisch zu reimen, sondern auch philosophisch zu identificiren, so daß man den trüben Schauer, der die moderne Philosophie und die unreifen deutschen Constitutionen ausbrodeln, mit Küchenlöffeln abschöpfen könnte? Welches Weltstaunen, welcher deutsche Patriotismus würde sich regen, wenn unsere kleinen Regierungen mit einem Mal — Concessionen machten! Denken Sie sich, meine Herrn, es würde verkündigt, man wolle der unbedingten Stabilität entsagen und Reformen in dem Maaße vornehmen, als die

Völker mündig würden. Nun habe man endlich die Ueberzeugung fassen können, daß die deutschen Brudervölker (Dank den vielen kleinen Residenzen mit dazu gerechneten Hofküchen!) wirklich und zwar im echtdeutschen Sinne des Wortes mündig wären, das heißt, den Mund im Dienste des Magens gebrauchen könnten; man wolle daher der Stabilität der Küche alsbald entsagen, und in diesem Bezug jede Forschung frei geben, sogar auch freie Rede ohne Censur gegen jeden Druck — im Magen erlauben, ja, falls solchem Drucke durch die Druckerei abzuhelfen stehe, auch freie Presse gestatten, nämlich die Servietten-Presse. Ich an meinem Theile zweifle nicht, daß nach solchen Vorgängen und Bewilligungen bald auch noch Volksversammlungen zugegeben würden. Es versteht sich, daß die öffentlichen Sprecher nüchterne Leute sein, und im Bereich einer Küche ihren erhöhten Platz nehmen müßten. Dem Maaß und Ziel darf doch in einem öffentlichen Wesen nicht aus dem Auge oder einem der übrigen vier

Sinne verloren werden, soll nicht zum Ruine des Fundaments wahrer Volksfreiheit, des Magens nämlich, — „unverdautes Zeug" zum Vorschein kommen." —

„Sie lächeln, meine Herrn? Wie? Kämen etwa meine Vorschläge zu spät, und wäre dieser Zweig der Naturforschung wirklich schon von den Diplomaten und Gesandten cultivirt? Ich komme öfters von meinem Wohnorte nach Frankfurt, und habe einigen Grund, diese Vermuthung zu fassen. Doch immerhin! Es soll mich nicht verdrießen, daß man meiner Weisheit zuvorgekommen, soll mich nicht abhalten, noch einen weitern Wink zu geben über die politische Heilsamkeit meiner vorgeschlagenen Naturforschung. Es können nämlich wieder einmal bedenkliche Zeiten eintreten, wie in 1813, Zeiten der öffentlichen Noth, in denen man zur Aufrechthaltung der Throne des Vaterlandes nicht entrathen könnte, und wo die jetzt verpönte Begeisterung wieder nützlich und wünschenswerth wäre. Wie dienlich würde es dann sein, wenn

man gelernt hat, dem Falken des Volkes, sobald er den Feind niedergestoßen, den Magen, als Haube, überzuziehen, ehe er merkt, was er geleistet hat, und große Augen macht, wenn er leer ausgehen soll. —

Sie würden mich kränken, meine Herrn, hielten Sie mich der Verirrung für fähig, daß ich den wichtigsten und geheimsten Theil der Politik in's Gebiet der Naturforschung ziehen, und Ihre ehrlichen Studien stören wolle. Nein, Ihre Ehren (oder schreiben Sie etwa Aehren?) wachsen im weiten Felde der Forschung, die künftig von der Gastronomie bis zur Astronomie reicht. Unser Satz ist erhabener, unser Ruhm hat höhere Brandung. Und statt, daß wir uns gleich den Diplomaten durch Ordenssterne einen Namen erwerben möchten, legen wir lieber unsere schon berühmten Namen neuentdeckten Sternen bei, und lassen uns so von Sternen tragen, statt daß wir uns damit abgäben, solche zu schleppen. Allein nebenher können wir doch

immerhin auch noch andern Interessen einen Gefallen thun, und wenn wir Männer von Fach uns der Nachtseite der Naturwissenschaft widmen, warum wollen wir nicht noch gelegentlich den Staatsmännern und Diplomaten beistehen, wenn sie der eigentlichen Mittagseite der Natur ihr Leben weihen?"

„Eines bleibt mir noch nachzuweisen übrig, meine Herrn, — daß nämlich diese neue Richtung der Naturforschung von der Natur selbst ursprünglich angedeutet und fortwährend begünstigt worden ist. Oder zöge sich denn nicht das Merkmal des Eßbaren durch alle Reiche der Naturkörper? — O meine Verehrtesten, wie sehr wünschte ich bei dieser vortrefflich besetzten Tafel recht umständlich über einen so geschmackvollen Gegenstand reden zu dürfen, wo ich aus jeder Schüssel einen von Ihnen anerkannten Beleg für meine Behauptung — und aus Ihren trunknen Blicken begeisterten Beifall schöpfen könnte, wenn auch ihr Mund in der Fülle der Ueberzeugung verstummte! Allein ich

habe Grund zu vermuthen, daß auch noch andre hier anwesende Männer etwas Vernünftiges vorbringen können, um derentwillen ich mich kurz fassen muß."

„Aus dem Reiche der fälschlich so genannten leblosen Natur zieht unsere Küche allerdings wenig Nahrhaftes. Dafür stammt aber die eigentliche Grundlage der Genießbarkeit, die Basis der Küche, der eigentliche Erlöser und Verwandler aller aus dem Pflanzen- und Thierreiche herbeikommenden Nahrungsmittel aus jenem Gebiete der Fossilien, — das Salz. Wie die ganze Menschenwelt ist also im besondern auch die menschliche Küche auf das Reich der Fossilien erbaut."

„Unzählige Beiträge zum Keller, zur Speisekammer und Küche liefert das Pflanzenreich. Wie könnte ich hier alles Blätter-, Hülsen-, Schoten-, Wurzel-, Körner-, Frucht- und Schalenwerk aufzählen, daß wir in diesem weiten Gebiete rupfen, pflücken, stechen, schneiden, graben und

brechen, von der Kartoffelstaude an, die einen Fuß tief unter der Erde ihre nährenden Knollen treibt, bis zur Kokospalme, die achtzig Fuß über der Erde ihre genußreichen Nüsse reift? Dieß Naturreich liefert auch die Traube. Ist das nicht schon allein genug gesagt?"

„Im Thierreiche ist wohl keine Klasse, die nicht der Küche des Menschen zinsbar wäre. Sogar die widerlichen Amphibien nicht ausgeschlossen, — diese Achselträger des Thierreichs, die es abwechselnd bald mit der stabilen Erde, bald mit der Bewegungspartei des Wassers halten, diese häßlichen Jüstemilieu-Gesellen, die sich am liebsten auf der schmutzigen Scheidemark zwischen Naß und Trocken, nämlich in Sumpf und Rohr aufhalten, und bald lauernd weinen, wie Krokodile, bald laut quaken, wie die Frösche. Denn werden nicht gerade dieser Quaker selbst in Brüh- und Bratenzubereitung genossen?"

„Soviel steht also fest, meine Herrn, daß die Natur selbst eine Bahn der Forschung mittelst

der Genießbarkeit ihrer Produkte durch alle ihre Geschlechter hindurch gezogen hat. Verfolgen wir diesen Wink! Suchen wir alle diejenigen, die sich bisher für die Natur noch nicht interessirt haben, auf diese Bahn neuer Entdeckungen hinzulenken! Was wird nicht Alles ausgekocht werden, wenn dieser Heerd des Interesses entzündet wird! Stiften wir eine Körperschaft auf Aktien. Es ist ja von der höchsten Angelegenheit für Körper die Rede. Und fürchten Sie nicht etwa, meine Herrn, daß die Aktien auf dem Hauptmarkte Frankfurt nicht in die Höhe gehen würden, weil dort der Papierhandel hauptsächlich in jüdischen Händen ist, und die Juden auf, möglicher Weise, unkoschere Entdeckungen nicht speculiren würden. O nein! Die neuen Israeliten sind nicht mehr, wie die alten Juden. Sie sehen ein, daß ihre Emancipation, wie unsere politische Freiheit, vom Magen ausgehen muß. In der Küche müssen sie ihr christliches Credo anstimmen, und es wird ihnen nicht an hohen Zeugen ihres Bekenntnisses

fehlen. Aber auch ohne dieß sind noch andre Leute, als Kaufleute, dort, die schon allein jene Aktien garantiren. — Gründen wir hiernächst auch, auf gut deutsche Weise eine eigne Zeitschrift für diese neue Richtung der Naturforschung. Glücklicher Weise findet sich, um gleich für ganz Europa ohne Hemmniß der Sprachen ein Verständniß zu vermitteln, eine allgemeine, vermuthlich in den katholischen Klöstern ausgebildete Sprache vor, die für diesen Zweig des Forschens wie gemacht zu sein scheint, — ich meine das Küchenlatein."

„Und bedürfte es außer dem belohnenden Genusse, den diese neue Forschung durch sich selbst gewährt, — vielleicht um der allenfallsigen Magendruckleiden willen, die mit manchem Versuche verbunden sein könnten, noch eines äußern Reizes für Reiche und Vornehme von lebhaftem Ehr- und Ruhmbedürfnisse: so wird sich auch leicht ein Orden stiften lassen, der, um seine hohe Bestimmung anzudeuten, und zugleich als Amulet gegen

die Leiden der Naturforschung zu dienen, — auf dem Magen getragen würde. Dieser Platz für neue Kreuze und Sterne wird keinen Zweifel über den Ursprung der Verdienste lassen, für welche dieselben verliehen sind. Die Kreuze würden über dem Magen, dem allgemeinen Grabe so vieler, für das Beste der Menschheit durch dunkle Verwandlungen hindurch gegangner Naturwesen als Monumente prangen; diese Sterne, im Gebiet des Sonnengeflechtes des Unterleibs würden in ihrer planetarischen Natur ohne Riesenteleskop mit bloßem Auge erkannt werden, selbst wenn ihre Träger — benebelt wären, indeß die hohen, auf der Brust so vieler ausgezeichneten Männer leuchtender Fixsterne von dem kurzsichtigen Volke in ihrer Bedeutung nie recht erkannt werden."

„Ich bescheide mich, einen Vorschlag zur Einrichtung dieses neuen Verdienstordens oder gar eine Zeichnung zu liefern. Nur wäre ich aus ökonomischen Rücksichten dafür, daß die Verdienst-, Ritter- und Großkreuze aus Emaille gefertigt

würden, weil man diese bei einem und demselben Feuer brennen könnte, bei welchem die zu belohnenden Männer ihre neuen Versuche und Verdienste kochen. Auch fällt mir eben noch eine In- oder Umschrift ein, die mit andern so genannten „unmaßgeblichen" Vorschlägen zur Berathung kommen könnte. Ich bitte mir nur aus, meine Herrn, daß Sie mich nicht etwa für einen Mystiker oder Pietisten halten, wenn Sie des Spruches Tiefsinn und Bedeutsamkeit erfassen sollten. Die Umschrift des Ordenskreuzes könnte nämlich lauten: Per stomachum ad astra!"

„Stoßen Sie indeß mit mir an auf den glücklichen Ausgang der neuen Forschungen durch den Magen, so wie auf die Resultate des neuen Umschwungs der Geister. Rufen Sie als Zeichen Ihres Beifalls dreimal — wie man zu sagen pflegt — ein „donnerndes" Per stomachum ad astra!" — —

Der Beifall war so laut, die angestoßnen Gläser klangen so hell, daß ich vom Lärme meines

Traums aus dem Traum erwachte. In der nahen Küche meines Gasthofes ging es sehr geräuschvoll zu, und ich begriff einigermaßen, bei welchem Feuer mein Traum gekocht worden war. Ich dachte hin und her über den Sinn des Traums, und würde ihn zuletzt für mehr als Traum gehalten haben, wenn der Unsinn der gehaltnen Rede mich nicht überzeugt hätte, daß doch Alles nur geträumt war. —

V.

Von Pillnitz bis Sonnenstein.

Man sollte nichts Erhebliches ohne Losung, ohne bedeutsame Parole unternehmen, wie kein vorsichtiger Wanderer das Gebirg ohne Hakenstock betritt. Solch' ein Wort dient glückaufwärts zur Stemme, abwärts zum Anhalt; dient als Haken, das Entfernte heran zu holen, als Hammer, das Gewonnene zu prüfen. — Ich hatte weder eine Losung noch einen Hakenstock, als ich am frühen Morgen von Dresden nach der sächsischen Schweiz fuhr. Auch das mir als Kind eingeübte Wort: Gott wallt's! wollte mir nicht einfallen, — kein

frommer Gedanke, so bedrohlich auch der Himmel aussah, und so schmutzig der Weg nach Pillnitz war, — beides von heftigen Regengüssen des gestrigen Gewitters. Die hohen Halme des weiten, fruchtbaren Thals nickten mir indeß mit dem frischen Morgenwinde zu, und links über die Elbe herüber winkten die Weinberge, Finlatters Wirthschaft und das Schlößchen vom Königsweinberge. An eine Losung aber dachte ich nicht, bis ich an der ersten Hausecke des Dörfchens Tolkwitz diesen Namen las, und der Kutscher mir vom Bock zurief: Tolkwitz! — das englische talk wit und das deutsche Gauwort „talken" fielen mir ein. Also: „Sprich Witz, talke Witz!" war ein Zuspruch am offenen Wege nach einem königlichen Sommerlager. Wie, dachte ich bei mir, braucht man Witz zur Empfehlung, wenn man nach Hof fährt, oder zur Herzenserleichterung, wenn man von dort zurück kehrt?

Ich ließ diese Frage unbeantwortet in die Elbe fallen, als ich jetzt in einer königlichen Fähre

übersetzte. Durch eine breite Allee, durch ein langes Dorf suchte ich zum goldnen Löwen zu gelangen, wo man verpflichtete Führer haben kann. Ein blatternarbiger, gutmüthiglächelnder Bursche zog seinen Schildrock an, und übernahm meinen Reisesack. Mein Hakenstock war ein Regenschirm, Tolkwitz meine Losung, beides auf Launenhaftigkeit des Himmels und des Herzens deutend.

Wir werden noch nicht viel „Gescheites" im Gebirg antreffen, meinte mein Führer; die schönen Tage verspäten sich dieses Jahr. — Doch eben sahen wir einen hübsch gewachsnen Mann mit einen Reisestock am Ufer der Elbe stehen. Er blickte nach dem langen Altan des Schlosses empor, auf welchem fürstliche Kinder spielten. Die geschwungne Treppe, welche hinauf führt, ward von einer Schildwacht gehüthet. —

Es sind die Kinder des Prinzen Johann, sagte mein Führer. Da unser König kinderlos ist, so kann jener kleine Prinz einmal König werden.

Wie der nahstehende Fremde bei diesen Worten seinen Hut abnahm, und ein Knie bog, erregte er meine Aufmerksamkeit. Es war ein feines, blasses Gesicht von edeln Umrissen, der Blick etwas wirr; der Bart mochte wohl eine Woche nicht abgenommen sein; auch das Haar schien ungekämmt, und der ganze Anzug war offenbar zu dem vornehmen Aussehen des Fremden aus dem Handwerksstand geliehen.

Wie die Kinder auf dem Altan jubelten, so natürlich, wie Bürgerskinder! was konnte ich ihnen Besseres gönnen, als diese weiche Juniluft und den Blick über den nahen Strom, über die fruchtbare Ebene nach Dresden hinab! Unter ihnen, an's Ufer gefesselt, tanzten königliche Prachtgondeln, roth und grün von Aussehen. Im Innern sollen sie kostbar eingerichtet sein; wir durften sie aber nicht so frei betreten, als die Hofkapelle, in welcher eben die Kerzen zu einer Messe angezündet wurden. Indem ich Vogels Wand- und Deckengemälde betrachtete, auf denen

die königliche Familie ihre Physiognomien den Personen der heiligen Geschichte geliehen hat, trat Prinzessin Auguste mit kleinem Gefolg ein. Prinzeß Amalie war auf Reisen; sonst hätte ich vielleicht auch die Dichterin gesehen, die wir nicht genug schätzen können. Denn sie steigt von ihrer Höhe in unsere bürgerlichen Verhältnisse nieder, um uns wenigstens poetisch zu begreifen. Sie braucht keine originelle Erfindung, keine kühne Ausführung ihrer Lustspiele zu haben: die Gunst ihres Besuches ist Alles werth. Wie weiblich knüpft und spinnt sie den Faden, wie prinzeßlich scherzt und beglückt sie! der Landmann kann sich ihrer Vorliebe freuen. Und wenn ihre Gestalten auch nicht mit uns Bürgerlichen gelebt haben; wie schön ist es doch, daß die hohe Dichterin von uns träumt! wie belehrend ist es für uns, zu erfahren, daß wir uns auf fürstlichen Höhen so wunderlich und oft verwahrlost ausnehmen! Kurz es ist eine Poesie, die einen Theil der Politik erklären kann.

Ich erfreute mich nicht an dem chinesisch-

japanischen Geschmack der weitläufigen Schloß-gebäude mit den wunderlichen Schornstein- und Luckenthürmchen. Der Venustempel steht nicht mehr, in welchem einst die Bildnisse der königlichen Favoritinnen aufgestellt waren; der Garten hinter dem Bergpalaste ist aber noch immer durch die Kryptogamen ausgezeichnet, die hier viel Vorliebe gefunden haben. Das Dorf war von hin- und herwandelnder Hofdienerschaft belebt. Da und dort blickten aus kleinen Fenstern feine, welke Mädchengesichter, die wie gelöste Räthsel aussahen. Da ich nichts Blühendes an ihnen wahrnehmen konnte, so ließ ich sie auch für — Kryptogamen gelten.

Gleich hinter dem Dorf öffnet sich der Pillnitzer Grund. Wir wendeten uns aber seitwärts nach dem Schloßberge, und setzten uns an den Ruinen, wie die Anlage heißt, um die schöne Aussicht über Schloß und Thal zu haben. Ich achtete wenig darauf, was mir der Führer von den Schöpfungen des einst begünstigten Grafen

Marcolini erzählte: mein Blick ruhte auf dem tief unten liegenden Schlosse. Die weltwichtigen Augusttage des Jahres 1791 fielen mir ein, als hier der Kaiser Leopold, der König Friedrich Wilhelm II., Graf Artois und andre Fürsten versammelt waren. Das erste Bündniß gegen die Revolution wurde geschlossen, die man vorher als vermeintlichen Selbstmord des gottlosen, erbfeindlichen Frankreichs nicht ungern gesehen hatte. Im August, diesem königlich-benamsten Monate, kam dort unten die Reaction zur Welt, und wurde mit Elbwasser getauft. Welche prachtvollen Wiegenfeste wurden damals der Neugebornen gegeben! wie mag, von unserm Sitze gesehen, in jener Augustnacht sich der Tempel ausgenommen haben, der mit der Inschrift: „Concordia Augustorum“ brannte, und im Spiegel der Elbe wiederglühte! Bald darauf rief der Herzog von Braunschweig seinen Offizieren zu: Meine Herrn, nur nicht zuviel Gepäck mitgenommen! Es gilt bloß einen militärischen Spaziergang nach Paris. — Man dachte damals

nicht an die Artigkeit der Franzosen, die einen solchen Besuch nicht unerwiedert lassen würden. Was haben nicht diese Gegenvisiten Deutschland gekostet! Jene Reaction ist nun schon ihre 46 Jahre alt geworden. Wann wird sie den Weisheitszahn bekommen? —

Wir brachen auf, und wandelten auf dem zum Spaziergange für Höflinge sorgfältig bereiteten und unterhaltnen — „Poetenweg" langsam aufwärts, umschattet von herrlichem jungen Laubholze, umflüstert von den schlanksten jungfräulichen Fichten. Man geht trocknen Fußes über die Rinnen eines hinter hohen Felswänden schlummernden Wasserfalles, der, wenn er bei festlichen Hofgelegenheiten aus Sparteichen geweckt wird, die Ehrerbietung hat, sich 500 Fuß tief hinab zu stürzen.

Bald erreichen wir die Einsiedelei des Vorsberges. Die Grotte im Gipfel des Berges ist so behaglich eingerichtet, bunte, von farbigen Fensterscheiben erhellte Sprüche locken so süß italienisch

und französisch, daß ein liebendes Paar sich auf der Stelle entschließen könnte, einen Einsiedler zu machen. Auf dem Scheitel dieser Einsiedelei ist eine Altane aus Balken und Brettern aufgestellt, die uns 800 Fuß über dem Elbspiegel eine Aussicht bietet. Man überschaut das Elbthal von Meißen bis Königstein, und kann bei heiterm Wetter 10 Städte und 274 Dörfer zählen. Für uns war heut das Rundgemälde wahrhaft lebendig geworden; indem die Wolken und die Berggipfel eben einen Abschied, ein Lebewohl unterhandelten. An den fernen Gipfeln des Meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges zogen die Regenwolken auf und nieder, als würde es ihnen schwer, sich aus der Umarmung ihrer lieben Berge zu reißen, zu denen sie sich manchmal Nachts heimlich herunter senken, manchmal aber auch, wie gestern, mit Freudenblicken der Blitze und mit dem Jauchzen des Donners herabstürzen. Jetzt beim Abschied, unter diesem Steigen und Sinken der Wolken, schloß sich hier und öffnete sich dort eine

Fernsicht, fiel hier der Schleier eines Sprühregens über die tiefern Hügel, und schoß dort wieder ein Sonnenblick durch ein geschwungnes Thal, über ein einsam Gehöft oder einen dunkeln Wald, so daß Alles bewegt und lebendig aussah.

Von der Kuppe herabgestiegen, um unter einem Bretterzelte oder einem überhangenden Baume ein Frühstück einzunehmen, fanden wir jenen blassen Mann vom Pilnitzer Schloß eben angekommen an einem Tische. Er ließ es sich schmecken, und rühmte die köstliche Butter, die er mit dem Brote zwischen Zunge und Gaumen auf hörbare Weise zerdrückte. Jetzt konnte meine Neubegierde mit ihm anbinden. — Kein Wunder, sagte ich, daß uns die Butter schmeckt. Gras und Kräuter dieser Berge sind, des verspäteten Frühlings halben, noch im Juni lenzkräftig für das Milchvieh; und wir selber finden auf denselben Bergen durch Luft und Anstrengung einen regeren Appetit. Reiz und Befriedigung, Bedürfniß und Gewährung begegnen

sich nicht immer im Leben auf so gemeinsamem Grund und Boden, wie hier.

Der Blasse sah mich scheu von der Seite an. — Sind Sie nicht der Meinung? fragte ich. — Nein, sagte er, Ihre Ansicht ist mir zu jung. Ich glaube nicht, daß es unser Verdienst ist, wenn uns diese köstliche Butter schmeckt oder uns dieser rothe Landwein erquickt, dem der gute Sommer 1834 die Gnade des Geistes und der Süßigkeit verliehen hat; sondern das liegt in diesen Gottesgaben allein.

Dabei könnte ich mich schon beruhigen, versetzte ich; denn da ich mit Ihnen über die Güte beider Naturgeschenke einverstanden bin, so muß ich wohl ebenfalls der Gnade gewürdigt sein, die denselben innewohnt.

Das ist mir lieb! lächelte Jener seltsam. Ich hielt Sie schon für einen der Wirrköpfe, die uns jetzt auf allen Wegen begegnen. Die wollen Alles in Staat und Kirche auf Vertrag und Uebereinkunft gründen. Heillose Prinzipien, die

unsägliche Verwirrung anrichten! So, dachte ich, wollten Sie mir auch die Güte dieser Butter, den würzigen Gehalt dieses Landkäses durch einen Vertrag Ihrer müden Beine mit der Hoheit dieses kräuterreichen Berges auf der Deputirtenbank Ihrer Zunge construiren. Wir sind aber in alle Wege ohne eignes Verdienst gegen König und Kirche, gegen den geistigen Wein der Oberherrschaft, wie gegen die Milch und Milde der Gnade.

Ich bat ihn, mir in seiner Weise Staat und Kirche zu begründen, und er versetzte mit wichtiger Miene:

Der Staat ist nur aus der Schöpfung zu erklären; er ist eine Abspiegelung der Schöpfung in der Atmosphäre des Menschengeistes; was dort die Gottheit, ist im Staate der Herrscher, was dort die Allmacht, ist hier die Allgewalt. Die Kirche aber entspricht der Erlösung. Diese ist zwar später, steht aber über der Schöpfung; denn die Erlösung ist eigentlich eine Emancipation des Menschengeistes aus der Schöpfung. Der

Kirche gehört die Verwaltung der Gnade, wie der Staat das Recht handhabt. Obschon daher die Kirche innerhalb des Staatsgebietes existirt, wie die Erlösung innerhalb des Schöpfungsgebietes vorgegangen ist: so steht sie doch über dem Staat, und der Heiligkeit des Papstes ist jede Majestät und Hoheit unterthan.

Diese Einsicht scheint sich auch immer mehr zu verbreiten, sagte ich; denn sogar akatholische Regierungen suchten bisher, wenigstens im Stillen, Bundesgenossenschaft mit den römischen Tendenzen.

Und es wird ihnen gut bekommen! betheuerte der Blasse. O glauben Sie mir, eine Wiedergeburt der Zeit wird aus unserm Wochenbett hervor gehen.

Aus ihrem Wochenbett? verwunderte ich mich.

Aus dem berliner! erklärte er, und zog mehrere welke Blätter des berliner Wochenblattes aus der Tasche, so daß ich nun einsah, wie ich bloß seine matte Zunge mißverstanden hatte, für

welche das bl zu schwer war. Ich blätterte in diesen Zeitungen bis er mich fragte, was ich dächte.

Wenn die welken Blätter von den Bäumen fallen, erwiederte ich, so weiß man, daß ein Jahreswuchs abgenutzt und ausgebeutet vorüber ist, und man sieht einem neuen Frühling entgegen. Wenn aber diese jungen Blätter von einem uralten, hohl gewordenen Baume der Erkenntniß herabfallen: wer könnt es ihnen ansehen, daß sie bestimmt sein sollen, den Strom der Zeit abzudämmen? Und doch sind sie auf geheimnißvolle Weise wasserdicht. Hinter diesen Blättern können wir ruhig und beschützt wohnen! Was haben sie denn für ein Wasserzeichen? o. a. m. d. g! Ich glaube sie sind mit Jesuitenleim gepicht.

Indem wir nun aufbrachen, und bergab stiegen, unterhielt mich der Blasse von Berlin. Seine Erinnerungen bewegten sich in den dortigen höhern und höchsten Kreisen, — wie sehr man sich dort für Kunst und Wissenschaft interessire, welche ausgesuchte Lectüre man pflege, wie sehr

man die Geister der Nation schätze und sich des Volkslebens freue. — Hätte ich nur gewußt, wer und woher der wunderliche Mann sei, der die fernsten Höhen des deutschen Lebens kennen wollte, und doch zwischen diesen Bergen wie ein Verirrter aussah. Ich nahm mir vor, ihm nicht unbedingt zu glauben, bis ich wüßte, woher er eben käme.

Auf den abschüssig-schlüpfrigen Wegen des Vorsberges, war mein Mann im Sprechen oft unterbrochen worden. Auf der fruchtbaren Ebene an Kleingraupe vorüber konnte er sich über die Emancipation der Frauen mit desto mehr Bequemlichkeit erbittern. War ich daher geneigt, ihn für einen unglücklichen oder verunglückten Ehemann zu halten; so brachten mich wiederholte Aeußerungen über Schöpfung und Erlösung auf den Verdacht, der sich freilich mit jener Meinung vertrug, — der Blasse möchte ein neubekehrter Katholik sein. Denn Solchen, die einen langen Irrglauben gut zu machen suchen,

ist keine rechtgläubige Lehre toll genug. Unerwartet brach er aber ab, um über die Wesenitzbrücke die Richtung nach dem Doberzeiter Kohlberg zu nehmen, während **mein** Weg nach dem Liebethaler Grund ging. —

Dorf Liebethal zeigt sich mit seinem Kirchthurm hoch oben zwischen Baumgipfeln über steilen, vielfach zerrissnen Sandsteinwänden. Von dieser Wand ist eben nach monatelanger, gefährlicher Arbeit ein „Satz" losgehauen. Die Steinbrecher ziehen zu einem fröhlichen Gelag; denn nun haben sie, um den Block zu verarbeiten, für lange Zeit ein leichteres Tagwerk. Am Ufer der Wesenitz liegen, wie kolossale Geldrollen, die guten Mühlsteine aneinander, — weithin begehrt, weil sie nicht stäuben, und das fromme Korn ohne eigne Zuthat zermallmen. Ein Sprühregen treibt uns in die vorderste Mühle. Behaglich sitzt am breiten Fenster der Müller mit einem Zeitungsblatte, und die nahe Felswand schielt mit sanft tröpfelndem Gesträuch, wie mit thränender

Wimper, durch die Scheiben über des Müllers Schulter; die ewig Einsame scheint wehmüthig mitzulesen, was in der Ferne die unstäte Welt treibt.

Wie der Regen nachläßt, erklimmen wir die steile Wand links unseres Eingangs in das Thal. Ein anmuthiger Weg führt uns am buschigen Rande hin; das Gesträuch öffnet sich hier und dort auf einen Felsenaustritt, und läßt uns einen Blick in die schaurige Schlucht hinein thun, einmal wo sich im engen Grunde die Mühlen und der Mühlsdorfer Kirchthurm hinter einander erheben, andermal wo die Lochmühle, zwischen den Felswänden eingeklemmt, den schäumenden Bach aufnimmt. — Nun führt uns ein künstlicher Mühlenweg wieder in die Schlucht hinab; wir gehn durch die Mühle, und schauen — auf einem Stege schwebend — die wilden Felswände an, die sich vor uns an der sogenannten Rabenteufe zusammen drängen, und nur noch die brausende Wesenitz durchlassen. Auf der andern Seite über einhundert

und fünfzig Stufen am Felsen wieder hinaufgeklettert, befinden wir uns in heiterer, ebener Landschaft. Die Wolken rollen sich immer mehr auf, und die Sonne bricht hervor. Wie süß athmet sich die Frühlingsluft, die so weich und würzig von waldigen Höhen herab, über feuchte junge Saaten und Wiesengründe, und von einem wieder versöhnten Himmel durchsonnt, uns umfächelt! — Bald erreichen wir das Städtchen Lohmen. Wir betrachten die Kirche und das Schloß, dessen Erker im Rücken sein höckeriges Alter verrathen. Seine zwei Hauptgebäude verbindet ein auf hohem Fels ruhender Altan. Auf einer eingemauerten Tafel steht zu lesen, wie einst ein junger Landmann, auf diesem Altane eingeschlafen, über den 56 Fuß hohen Felsen hinabgerollt und mit dem Leben davon gekommen sei.

Es war Mittagzeit, und das stille Gärtchen des Gasthauses stand einladend offen. Ein Harfenmädchen lag schlafend auf dem Sopha des Pavillon. — Nanni! rief mein Führer. Da

fuhr die Schläferin auf, lachte und verschwand. Doch nur, um ihre Harfe und eine Mitspielerin zu holen. Und kaum waren meine bestellten Forellen gebracht; so erklang auch vor dem Gartenhäuschen im Schatten eines spätblühenden Apfelbaumes Lied und Saitenspiel.

Süße Müdigkeit, balsamische Luft, dunkelroth gefüllter Pokal und ihr auf Saiten tanzenden Mädchenstimmen, welchen Akkord eines unbeschreiblichen Friedens ruft ihr nicht in meiner Brust hervor! Ja doch, ihr ruft hervor, ihr gebt ihn nicht selbst. Der heimlichste Mittag brütet auf meinem Herzen: ich weiß nicht, was in diesen Tiefen sich regt! ich fühle nur eine Unendlichkeit in diesen engen, schlagenden Kammern. Was ich empfinde, was ich ahne und in heiligsten Augenblicken erschwinge, — du gefleckte Forelle hast es nicht aus deinem kühlen Bergwasser mitgebracht, nicht auf den Mittaghöhen der Elbe ist es in rothen Beeren gereift; meine Füße haben es nicht erklettert, ihr preßt es nicht aus euern heiseren

Kehlen, Sängerinnenpaar, staubiges Wegebreit, und vergebens schwingen die Saiten eurer Harfen darnach: dennoch, wie kömmt es, daß all' dieses zusammen eine so selige Stimmung in mir hervor bringt? Ueberall rührt man an das Räthsel der Verwandtschaft unserer Sinnlichkeit mit dem Ewigen. Jeder edle Genuß führt eine Wünschelruthe auf frische Quellen unergründlicher Ahnungen, und der Boden unseres Herzens wird bei gewissen Stimmungen der Nerven von Seligkeit durchsickert.

Ich war noch in diesen räthselhaften Gefühlstrunkenheiten versunken, als hinter den schweigenden Sängerinnen her sich eine sanfte weibliche Stimme in weicher Mundart laut rufend hören ließ: Fahrt doch fort, ihr Mädchen! Singt noch 'was Lustiges! Wem spielt ihr denn auf, und wenn ihr Nachtigallen seid, wen lockt ihr?

Die Sängerinnen mochten nach meinem Pavillon gewinkt haben; denn mit den Worten: „So? Ist Jemand d'rin?" blickte sie herein; — sie, die ich aufspringend mit der unüberlegten

Frage begrüßte: Ha, mein Gott, Sie? Suchen Sie etwa die sixtinische Madonna hier?

Laut lachend und mit anmuthiger Unbefangenheit in die andre Ecke meines Sopha sinkend, versetzte sie: Wahrhaftig, Sie haben es auch bemerkt! Wie vielmal trafen wir uns vor dem Bilde?

O wenigstens sechsmal.

So? lächelte sie. Also fünfmal in aller Unschuld; denn das sechstemal, gestehe ich Ihnen, kam ich bloß, um zu sehen, ob auch Sie zum sechstenmal kämen.

Ich muß Ihnen sagen, wie es zuging, erzählte ich. Beim Eintritt in die Dresdener Gallerie erblickte ich nur den Menschen, der am Tischchen im Fensterwinkel meine Einlaßcharte abnahm, und mir das dicke Buch zum Einschreiben meines Namens vorlegte. Nun schwankte ich, ob ich mich rechts oder links in die Säle wenden solle, um vor Allem zur sixtinischen Madonna zu kommen. Ihr galt meine heutige Wallfahrt. Ich

wende mich um, und — da hangt dicht vor mir an der nächsten Wand das göttliche Bild. Ich schrecke ordentlich zusammen. So bleibe ich nun lange stehen, den Eintretenden im Wege, und muß mich endlich zwingen, weiter in die Säle vorzuschreiten. Da ist denn ein erstaunlicher Reichthum über und neben einander ausgebreitet. Es wird mir schwindlich zu Muth. Wie soll ich das Alles bewältigen, oder wo das Ansprechendste herausfinden? Vieles hangt auch nicht im günstigsten Lichte. Dazwischen sehe ich manchmal nach den Frauen, die in Fensternischen copiren, nach den Herrn, die mit ihren Paletten den hohen Originalen auf Gerüsten nachgestiegen sind.

Alles dieß regt mich auf, ich kann kein Bild recht ruhig in's Auge und Herz fassen; immer zieht es mich wieder nach dem Eingangs-Sälchen vor meine Madonna.

Ach! lachte die Fremde, Sie werden geglaubt haben, die schöne heilige Barbara auf dem Bilde sähe sich nach Ihnen um.

Es ist wahr, vom Glanz der Himmelskönigin geblendet, blickt die Heilige herab, versetzte ich. Aber, so oft ich komme, finde ich auch Sie davor: hatten Sie es auf den alten Pabst Sixtus abgesehen, der mit ungeblendetem Auge zur Muttergottes aufblickt?

Lachend versicherte sie es sei ihr auf's Haar eben so gegangen. — Also sechsmal! rief sie aus. Und doch verstehe ich das Bild noch nicht.

Mir kam es zuerst wie eine himmlisch wunderbare Pflanze vor, erklärte ich ihr. Zu unterst am Boden sitzen die zwei Keimblättchen von Engeln; denn die Menschheit erwächst aus Engelskeimen, die auf unsere Erde ausgestreut werden. Höher hangen die beiden schon entfalteten Blätter Sixtus und Barbara, jenes aufwärts — dieses abwärts gewendet; wie denn jeder Mensch, gleich dem Pflanzenblatte, eine doppelte Seite hat, — eine sonnenwärts- und eine erdenwärts gekehrte, eine von oben einathmende, eine nach unten ausathmende. Es ist eine tiefsinnige Symmetrie in

dem Bilde. Denn erheben wir nun den Blick von diesem weit auseinander-gehaltnen Heiligenpaar, so finden wir eng vereint zu oberst die eigentliche Blume, — die Jungfrau mit dem Kinde. Hier ist das Göttliche auf unbegreifliche Weise aus dem Menschlichen erglüht, wie sich auch die feuerrothe, die himmelblaue Blüthe aus grünem Stengel geheimnißvoll entfaltet. Und gerade über dem aufblickenden Sixtus schwebt Maria, die durch Gnade Erhobene, über der niederblickenden Barbara das göttliche Kind, das ja zur Menschheit niedergestiegen ist. Die Augen dieses Kindes, durch die man in die Ewigkeit hineinschaut, verschlingen unsere Seele: wir wissen nicht, in welche Schauer der Erlösung, in welche Ahnungen einer nahen Seligkeit wir untersinken, bis wir endlich wieder aus den Augen der Mutter mit dem Gefühle der gläubigsten Ergebung und einer unbegriffenen Begnadigung auftauchen.

Ei, Sie werden ja ganz warm über dem Bilde! lächelte sie.

Aber Ihr Braten wird kalt. Ich bitte —!

So waren wir im traulichsten Gespräch, ohne einander zu kennen; denn in der Gallerie hatten wir kein Wort gewechselt. Sie war ein anziehendes Wesen, Frau oder Mädchen, schlank gewachsen mit jener Weiße der Haut, die sich bei röthlichen Haaren findet, und die in blauen Augen und fast durchsichtigen Zähnen widerscheint. Sie ging in phantastischem Reisegewande, hoch aufgeschürzt; die grauen Ueberstrümpfe schlossen um zarte Knöchel und über den schmalsten Fuß. Von Dresden aus über Pirna und Königstein gefahren, war sie eben in Lohmen zu Wagen angekommen, um mit dem alten Führer, den sie mitbrachte, einige Partien zu Fuß zu machen. Wir kamen überein, die Bastei zu besteigen, und brachen auf, als eben eine gemischte Gesellschaft den Garten betrat. Lachende Scherzworte, die ich im Vorübergehen erhaschte, galten offenbar dem Blassen, der mich an dem Wesenitzbrückchen verlassen hatte. Er war also wohl in der Nähe, und ich eilte, ehe er sich mir

vielleicht anhäkeln möchte mit meiner schönen Gefährtin fort zu kommen. —

Wir folgten unsern Führern über eine wohlangebaute Ebene. Die Sonne schien über und über. Vor uns in der Ferne sahen wir die Hochburkersdorfer Linde, auch Napoleons-Linde genannt, seitwärts die Höhen um den Borsberg, im Rücken das Erzgebirg in Nebelferne. Nach einer halben Stunde sind wir am Dorf Ottowalde, und steigen 140 Stufen tief in eine Schlucht hinab.

Wir hatten auf die schmalen, oft wankenden Trittsteine zu achten, und empfingen daher unten beim ersten freien Umblick den unzerstückten Eindruck dieser imposanten Felswände. Meine Gefährtin setzte sich auf ein vorspringendes, mit feinem Grase umwachsnes Felsstück nieder, überwältigt von den über hundert Fuß hohen, wie gepanzert gegen einander stehenden Felsen. Dieß ist der allgemeine Charakter der Ottowalder Schlucht. Dennoch wird das schweifende Auge des Wanderers unaufhörlich durch wechselnde Einzelnheiten

beschäftigt, je nachdem diese ungeheuern Massen, auf das mannichfaltigste zerklüftet, da und dort überhangen oder schroff hervor treten, — auf dem Scheitel mit mächtigen Buchen, in den Spalten mit schlanken Fichten, tiefer herab mit Strauchwerk und Farrenkraut, und, wo sie kahl sind, mit schwefelgelben Flechten bewachsen. Am Fuße der in Reihe und Glied stehenden Felsen wachsen blühende Stauden; weiches Gras legt sich über die nackten Zehen dieser steinernen Riesen. Zwischen denselben, wie das versöhnende Gebet eines Einsiedlers, murmelt der Bach, und liebkost die Felsblöcke, die hier und dort abgestürzt, ihm und dem Wanderer den Weg sperren. Man möchte sie für die Helme oder für die Nasen und Arme dieser starren Kämpen halten, die an stürmischen Tagen, wenn Nebel oder Wolkenbruch sich zwischen sie herab senkt, blind gegen einander losschlagen, und sich zerstücken. Heut aber stehen sie ruhig mit kühlen Füßen am Bach, und strecken stolz

Helm und Federbusch, von der Sonne vergoldet, in den blauen Himmel empor.

Nicht wahr diese Felsen wissen sich in Respekt zu setzen? fragte ich meine stumme, blasse Gefährtin.

Ich weiß nicht, sagte sie, habe ich einmal von diesem wilden Grunde geträumt, oder ist er nur das Abbild eines frühern Seelenzustandes, einer peinigenden Lebenslage, die ich durchgemacht. Wenigstens fällt mir lebhaft genug die Pein meines Metzer Pensionat ein.

Sie sind in Metz erzogen? —

Ich war wenigstens Jahr und Tag in einem dortigen Convent der Damen des heiligen Herzens. Aber sieh', da hab' ich auf einmal den ersten Schritt zu unserer Bekanntschaft gethan! Oder muß ich es vielleicht, weil ich als alleinreisendes Frauenzimmer keine gute Vermuthung für mich habe? Und Sie sind wohl gegen unsere Emancipation?

O nicht unbedingt! Wenn durch Emancipation

ein liebenswürdiges Mädchen schneller zu einem Mann, und eine unglückliche Frau von einem Manne kommen kann; so freut es mich für beide.

Sehen Sie, wie boshaft Sie es nehmen! rief sie aus. Wollen wir denn bloß für die Ehe emancipirt sein? Wir wollen im gesammten bürgerlichen Leben freier werden. Hören Sie meine Metzer Geschichte, und sagen Sie, ob ich mich da nicht mit Recht emancipirt habe, ehe ich sogar das Wort noch kannte! — Ich bin aus Münster gebürtig. Als mein Vater gestorben war, hielt meine Stiefmutter für gut, daß ich in einem Nonnenconvente zu Metz das Französische „recht los bekäme". Eigentlich war ich ihr zu ausgelassen und ärgerte oft die Mönche oder was es für Männer sein mochten, die bald aus Belgien, bald aus der Schweiz bei uns einsprachen. Für die Ausgelassenheit war mir nun freilich in Metz gethan. Denken sie sich ein weitläufiges Gebäude ganz entlegen aus dem belebten Theile der Stadt. Und nicht einmal in diese todte Straße konnten

wir sehen; die Fenster waren vermauert, wie in einem Gefängnisse. Unsere Wohnungen sahen in den Garten; doch auch in diesem war uns nur ein gewisser Bezirk erlaubt, weil weiter hin an der Gartenmauer die Kaserne der Genie-Offiziere liegt, aus der man uns hätte zurufen können. Jede Stunde war streng gemessen, dem Lernen und Beten zugetheilt. Plaudern in der Zwischenzeit ist verboten, blinde Unterwerfung das höchste Verdienst. Wer sich dieß in hohem Grad erwirbt, wird Ange, und erhält das Bild eines Engels an einem blauen Bande um den Hals. Auf einer zweiten Stufe der Auszeichnung wird man enfent de Marie; man trägt dann ein Marienbild am blauen Bande. Leistet man aber in Gehorsam und Frömmigkeit noch mehr: so wird es mit einem breiten blauen Bande ausgezeichnet, das man von der Schulter über die Brust trägt. Als Ruban tritt man nun auf die unterste Stufe der Klosterwürden; man erhält ein Amt. Denn keine zwei Pensionärinnen dürfen

selbst in den Erholungsstunden, oder im Garten wandelnd, zusammen plaudern, ohne daß ein Ruban in ihrem Geleite sei. Freilich haben junge Französinnen selten das unbefangne Bedürfniß, bloß gemüthlich zusammen zu plaudern, ohne zugleich ihrem angeborenen Trieb zu kleinen Ränken Einfluß zu gestatten. Daher jenes seltsame Erziehungsverfahren, nach welchem sogar ein muntres, herzliches Anschmiegen junger Mädchen an ihre Lehrerinnen nicht geduldet wird. — Wir schliefen in großen Sälen unter Wache der Lehrerinnen. Die Betten waren durch hohe Zwischenwände von einander abgesperrt, wie in einem Pferdestall die einzelnen Stände. — Durch das Zusammenklappen eines hölzernen Buchs wurden wir zu allen Pflichten des Tages aufgeboten, — zum Aufstehen und Ankleiden, zum Kirchengang und Frühstück, zu den Lern- und Eßstunden, zum Spiel im Garten und zum Abendgebet. Jede Bewegung des Lebens geschah nach dieser hölzernen Mahnung. An Festtagen wandelte sich das Lernen in Beten, das

Sitzen in Knien um. Weltliche Menschen bekamen wir nur an Donnerstagen nach Mittag zu sehen, da Freundinnen des Klosters und Verwandte einheimischer Pensionärinnen zu Besuch kamen. Man versammelte sich im Salon. Da saßen wir steif, und wurden bei jeder Annäherung einer Besuchenden scharf bewacht, ob wir kein Briefchen erhielten oder abgäben.

Je traulicher meine Gefährtin sprach und ich zuhörte, desto mehr wetteiferten die Führer, uns auf die Felsenumgebung aufmerksam zu machen. Dort waren versteckte Höhlen zu sehen, worin die Bewohner der Umgegend während der Kriegszeit ihre geflüchtete Habe geborgen hatten; hier war ein nächtlich verirrter Wanderer, einem Lichtschimmer aus dem jenseitigen Orte Wehlen zueilend, vom hohen, buschigen Felsen herab in die Schlucht gestürzt. — Nun drängen sich die feindlichen Wände eng zusammen; zwischen ihnen sind abgestürzte Felsblöcke hangen geblieben. Es bilden sich drei Durchgänge eines langen, niedrigen

Thors, unter welchem wir, von unserer Phantasie beängstigt, hindurch eilen. Jetzt nöthigen uns die Führer gar, unter tiefhangenden Felsen hin zu einer Höhle zu kriechen. Indem wir uns darin aufrichten, sehen wir über uns durch zusammen stoßende Felsen einen hohen Schornstein gebildet, und mitten aus dem tiefherabhangenden Steine sickert, wie durch Zauberei ein Wassertropfen um den andern. Das ist die sogenannte Teufelsküche; wir eilen aber gebückt hinaus, um keine Teufelsbraten zu werden.

Die Schlucht ist lang, und wo sie sich wendet, an dunkler kahler Felswand bietet sich unvermuthet eine kleine Wirthschaft an. Der Fels hat einen Keller für Getränke, eine Höhle für des Wirthes Bett. Aber „die Wand ist noch zu kalt und feucht,“ sagte das kleine Schenkmädchen, „wir sind noch nicht eingezogen.“ — Tische und Bänke aus einfachen Brettern für Gäste sind aufgeschlagen, und niedliche Schächtelchen mit Felsmoos, Steinchen und Schneckchen

stehen zum Verkauf aus. Wir halten uns nicht auf, und eilen, wo die Schlucht sich theilt, in der linken aufsteigenden Richtung weiter. — „Die Hölle" rufen uns die Führer den Namen der grausenhaften Stätte zu.

Wie sollte ich nun aus meiner Klosterhölle kommen? fuhr die Erzählerin fort. Ich versah es täglich und in allen Stücken; im Beten that ich zu wenig, im Plaudern zu viel. Ein enfant de Marie zu werden, war gar keine Hoffnung da, ja nicht einmal, einen Engel an den Hals zu bekommen. Dabei verdroß mich noch Manches, z. B. die geheimnißvollen Anstalten, wenn man einmal mehr, als Hände und Gesicht waschen wollte; ferner die ewige Andacht zu Heinrich dem Fünften und die über Louis Philippe täglich ausgegoßnen Bitterkeiten. Ich beschwor meine Stiefmutter, mich zurück zu nehmen. Allein, was ich zu meiner Rechtfertigung schrieb, ward immer erst im Convent gelesen, und erhitzte die Dames du sacré coeur. Sie begleiteten meine Briefe mit

ihren Beschuldigungen, und so wendete es sich in den Augen meiner Stifmama immer dahin, daß je mehr ich zu klagen Ursache bekam, ich einer strengen Zucht desto bedürftiger erschien. Mußte ich mir da nicht selber helfen? Auf Mariä Lichtmeß wurde mir endlich ein Mittel klar.

Unsere Umgebung harmonirte mit der hoffnungsvollen Aussicht der Erzählerin: das Thal stieg sanft empor, die Felsen traten hinter den Wald zurück, die Sonne schien bis zu unsern Füßen herein, die Vögel flatterten. — Die Erzählerin fuhr fort:

Wir hatten einen Geistlichen Namens Jaquemot, der uns in der Hauskirche die tägliche Messe las, unsere Beichte hörte, und die Communion spendete. Jünger und hübscher war Père Martin, der jedoch nur zuweilen bei uns predigte. Er galt für einen Jesuiten. In diesen stellte ich mich nun verliebt. Ich schrieb seinen Namen auf alle Papierschnitzel, auf alle Schreibbücher und in den Sand des Gartens. Ich war immer sehr

zerstreut, und wenn man mich anrief, schrack ich auf und fragte: Père Martin? — Nicht lange so ward ich vor die Oberin beschieden, und auf Geständniß angegangen. Ich bekannte nichts, und läugnete nichts. Erst erhielt ich Ermahnungen, und da sich mein Zustand nicht besserte, folgten Pönitenzen. Ich wurde in die Kapelle gesperrt, man ordnete Betstunden an, und zuletzt ward der Beichtvater Jaquemot ins Vertrauen gezogen. Aus Vorsicht verschwieg man den Namen des Priesters, in den ich verliebt sei. Der gute Jaquemot nahm nun seine Ermahnungsstündchen mit mir vor, und unterließ nicht, vor Allem auf den Namen des Geistlichen zu examiniren. Wie er dabei schmunzelte und liebäugelte, merkte ich wohl, welchen Namen er zu erfahren hoffte. Mein verlegnes Schweigen mochte er sich günstig genug auslegen: er suchte die Dames du sacré coeur über mich zu beruhigen, und kam seinetwegen so oft, daß es mich in Verzweiflung setzte. Beides ging ja gegen meine Berechnung. Ich mußte daher

der Sache ein Ende machen, und sagt ihm eines Nachmittags, als er mir wieder des Namens wegen zusetzte: Verlangen Sie das nicht, frommer Vater! Ich werde diesen Namen in meinem Herzen begraben. Das Einzige, was ich Ihnen zur Beruhigung sagen könnte —.

Nun, Mademoiselle? — rief er, während ich einhielt, um mich an seiner fast athmenlosen Erwartung zu ergetzen.

Das Einzige, lächelte ich, wäre, — daß Sie es nicht sind.

Alle Fassung verlierend, entrüstet ging er weg. — Das half. Jaquemot war so beschämt für sich, erbittert gegen mich, in Angst vor den Klosterfrauen, daß er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als mich fortzuschaffen. Wie er meinen Zustand dargestellt, weiß ich nicht; allein die Damen des heiligen Herzens bestanden auf meiner Entfernung, — ich wurde abgeholt. — Sie werden an Elise von Graberg denken! lachte ich beim Lebewohl.

Lachend hatten wir den Grund verlassen, und befanden uns auf einer waldigen aufsteigenden Fläche. Die Führer lockten uns in die Gebüsche, um uns in den felsenzackigen Hirschgrund und in die Vogeltelle hinab blicken zu lassen, die einem tiefen See versteinerter Wellen gleicht. Erst hatten wir unter überragenden Felsen gebangt, nun ergriff uns ein unterschlächtiges Grausen.

Der Wald lichtet sich. Bis an die so genannte Ausspann, kann man auch fahren. Nun geht's steiler empor bis an das Gasthaus und die wirthschaftlichen Anlagen. Eine tiefe, ferne Gegend taucht auf. Wir eilen aus dem Buschwerk auf das schmale, mit brusthohem Eisengeländer umschützte Felshorn hinaus, und schweben nun schwindelnd 600 Fuß hoch über der unter uns hinziehenden Elbe, staunend über eine durchsonnte, wunderbare Landschaft. — —

Lange irrt unser träumender Blick unstät hin und her, bis er nun betrachtend von einem zum andern Punkte schweift. Links lehnt sich die

Felsenhöhe des Bastei, auf der wir uns befinden, an eine etwas tiefere Wand, zu der eine schwebende Brücke trägt. Hier stand vormals eine unzugängliche Raubburg, und beherrschte die Elbe, die sich wie aus alter Angst, vom Flusse dieser Felsen abkrümmt. Hinter der Wand erheben sich die großen Gansfelsen nach dem Dorfe Rathen, und lenken nordöstlich, wo die wilden Felsenwarten des Hohensteiner Forstes mit dem Schlosse, und die Berge bei Neustadt sich am Horizont verlieren. Vor uns, etwas links, zeigt sich als fernster Höhepunkt der böhmische Rosenberg; weiter rechts führen der Schneeberg und Sattelberg aus Böhmen nach dem sächsischen Erzgebirg hinüber, dessen Höhen am dunstigen Horizont verdampfen. Von Böhmen herein, rechts und links vertheilt, rücken immer näher und füllen den Mittelgrund der vor uns ausgebreiteten Landschaft — die Winterberge, die Kaiserkrone, der Zirkelstein, die Kuppelberge, die Korischfelsen, der Papststein und der Pfaffenstein. Noch näher und jäh aus flachem Boden

steigt der Lilienstein und die Festung Königstein. Tiefer herab bis an das Ufer der Elbe treten die Rouensteine und die Bärensteine. — Idyllischer nimmt sich unmittelbar unter uns die Landschaft aus. Jäh hinab am Knie des Felsen, auf dessen Nase wir hocken, wälzen Menschen, für uns in Zwerggestalt, Steine nach dem Ufer der Elbe; Boote halten am Gestad und Menschenstimmen tönen matt herauf. Am Strome hin liegen einzelne Häuser; ein Gärtchen ist auf freiem Felsen angelegt und wird auf einer Treppe bestiegen. Leinen ist zu bleichen ausgespannt. Jenseits des Stromes ziehen Saatfelder längs dem Ufer hin und nicken wogend der wogenden Nachbarin Elbe zu. Wechselnd schimmert das Grün der verschiedenen Beete bis zum Walde hinauf, in welchem versteckt wir ein Häuschen liegen sehen, zur Zuflucht bei Ueberschwemmung des jetzt so wenig übermüthigen Stromes erbaut. —

Inzwischen beginnt Musik und Gesang unter den Bäumen vor dem Wirthhshause; wir sitzen

mit dem Rücken an das Eisengeländer lehnend, und lassen unsere Gedanken lustig, wie jene Mückchen in der Abendsonne schwärmen, bis die verschiednen Reisenden sich in das Buschwerk an die Wirthstische verlieren.

Also Elise von Graberg! rief ich aus, um nach langem Stillschweigen wieder anzuknüpfen.

Ja, damals! lächelte sie. Jetzt Elise von Spahl. Meine Stiefmutter hatte nämlich meiner vorgeblichen Neigung für einen Jesuiten bald eine nutzbare Seite abgewonnen. Sie dachte nämlich dieser geistlichen Empfänglichkeit meines jungen Herzens einen Mann unterzuschieben, der zu ihren frommen Versammlungen und, wie ich jetzt glaube, zur römischen Propaganda gehört. Ich sollte mein Vermögen mit ihm theilen, und er mich dafür seines eifrigen Glaubens theilhaftig machen. Meine Stiefmutter sah eine solche Ehe, in der sich der Glaube mit den guten Werken vermähle, für eine recht katholische und glückliche an. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich in derlei

Vorschläge und Bewerbungen rasch einwilligte. Allein dieselben drangen gleich nach meiner Rückkehr aus dem Kloster auf mich ein. Eine recht strengfromme besonders klösterlich zugeschnittne Erziehung, die jede natürliche Regung des Herzens einschnürt, erweckte vor Allem die Gegenwirkung eines ungemeßnen Leichtsinns wenigstens in meinem gesunden, kräftigen Gemüthe. Dabei war Herr von Spahl ein angenehmer, artiger Mann, und erst als wir verheirathet waren, entdeckte ich genauer den Philosophen in ihm, und zwar einen so tiefsinnigen, daß ihm nichts zu gering ist, um es nicht unmittelbar an die Idee der Schöpfung und der Erlösung anzuknüpfen.

Ach mein Gott! rief ich aus. Ist der Ihr Gemahl? —

Wie, Sie kennen ihn? —

Ich habe heut am Vorsberge mit ihm gefrühstückt. Er treibt sich in diesen Bergen umher.

Elise erhob sich, und ward unruhig. — Irren Sie auch nicht? fragte sie. — Ich beschrieb den

Mann, und es blieb ihr kein Zweifel, daß er es sei. Ich fragte, ob sie sich etwa geschieden hätten.

Geschieden? Ja, erwiederte sie, wir haben uns geschieden, aber wir sind es nicht. Sehen Sie, — wir waren ein Jahr lang in ewigem Wortwechsel. Hanns Guido, mein Gemahl, gerieth immer starrer in die Schöpfung und in die Erlösung hinein; so daß ich zuletzt sagte: Höre, Hanns, laß uns theilen! Nimm die Hälfte meiner Renten, und laß mir deine halbe Weisheit. Du bist der Aeltere, behalte also die Schöpfung für dich, und laß mir — die Erlösung. Somit nahm ich meine Kammerfrau und ging auf Reisen.

Und die Kinder? fragte ich. Die gehörten wohl zur Schöpfung?

Ich sage Ihnen ja, rief sie unbedacht aus, daß mein Mann mehr speculativ war. Wir haben kein Kind. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört; denn ich habe meinem Geschäftsführer verboten, mir von ihm zu schreiben, und die Verwandten halten ohnehin ihr zorniges Schweigen.

Gestern verrenkte sich meine gute Beate den Fuß; so trat ich heut allein diese Bergpartie an. Für Nothfälle führe ich einen Mannsanzug bei mir. Was bleibt einer Frau an meinem Platz übrig, als sich zu emancipiren?

Sie gehen in allen Stücken sehr entschieden zu Werke, sagte ich. — Sie sah mich stutzig an, und fragte: haben Sie den Felsen untersucht, auf dem wir hier sitzen?

Ich verneinte, und verstand sie nicht. Sie fuhr lebhaft fort:

„Eben so plötzlich als wir aus dem feuchten, ängstlichen Ottowalder Grunde hier auf dies Felshorn herauf gelangt sind, war ich aus dem Metzer Pensionat in den Salon meiner Stiefmutter versetzt worden. Die Aussicht in die Welt war so herrlich, wie sie nur immer hier unter uns liegt, und die offnen Arme des Herrn v. Spahl nahmen sich so zuverlässig aus, als uns dieses Eisengeländer schützt. Ich war damals siebenzehn Jahre alt. Sie scheinen ein Vierziger. Ich hatte noch

keine unglückliche Ehe beobachtet, während Sie drunten so viel abgestürzte Felsmassen gesehen haben. Dennoch treten Sie hier heraus, ohne zu prüfen, ob wir auch sicher stehen, und wollen doch mir vorrücken, ich handle zu rasch, — soll heißen, unbesonnen. O Sie —! Wie heißen Sie denn?

Ich heiße K.

Was? H. K. — der das — wie heißt es denn? — Dings geschrieben hat? Sehr angenehm! Es hat mir viel Spaß gemacht. Nun ich Sie kenne, nehme ich auch eine Tasse Kaffee mit einem Stückchen Kuchen von ihnen an.

Wie ich ihr den Arm bot, sie — die von der Fußpartie ermüdet schien — nach dem Wirthshause zu führen, stand der Blasse, stand Herr v. Spahl vor uns. — Man kann sich die Ueberraschung denken. Ich selber war Elisens wegen betroffen. Doch schien sie weniger über die unerwartete Begegnung, als über das Aussehen ihres Mannes betreten. Ihre Augen musterten ihn mit

lebhaftem Ausdrucke des Befremdens. Beide rückten sich nach der ersten schicklichen Begrüßung mit leisen Vorwürfen und Anzüglichkeiten näher. — All' unsere Zerwürfnisse, sagte er, rühren von deiner mißverstandenen Freiheitsliebe her. Die Freiheit ist ohnehin nichts anders, als was man sonst die Erbsünde genannt hat. Es wird kein Mensch ohne diesen gottlosen Hang geboren. Aber was willst du denn, Elise? Hat nicht Gott selbst gleich bei der Schöpfung das Weib dem Manne untergeben? Und welche Freiheit verlangt ihr noch mehr, als die euch durch die Erlösung zu Theil geworden ist, seit welcher ihr nicht mehr Sklavinnen, sondern Genossinnen des Mannes seid?

Am Ende liefen alle Erklärungen des Herrn von Spahl darauf hinaus, Elise solle mit ihm zurückkehren, und sie wollten sich versöhnen. Wir fahren gleich fort, sagte er, drunten hält eine Retourchaise.

Sie lehnte das entschieden ab; worüber der Gemahl sich so ereiferte, daß er die Aufmerksamkeit

der Umherwandelnden erregte. — Stehen Sie mir bei! wendete er sich an mich. Wir verstehen uns, — wir haben uns auch diesen Morgen gleich über die Butter verständigt. Sie kennen meine Frau noch nicht, haben sie wahrscheinlich erst hier getroffen: sie ist eine Närrin und hat die fixe Idee, sich zu emancipiren, das heißt, ihren Ehemann los zu werden. Sie ist von einer dermal epidemischen Tollheit angesteckt. Aber so ist die Welt heute: die Tollen laufen frei umher, und die Weisen werden eingesteckt.

In der That war aber Elise so wenig emancipirt, daß sie über die Neubegierde der Umstehenden in die ängstlichste Verlegenheit gerieth. — Es sei denn, lieber Guido! lenkte sie ein. Wenn uns der Herr K. bis Schandau begleiten will —! Du kennst ihn, ihr habt euch ja diesen Morgen über die wichtigsten Dinge des Lebens verstanden, und ich wünsche einen Zeugen unserer neuen Uebereinkunft, einen Vermittler unseres Verständnisses.

Sie sah mich dabei mit verstohlnem Wink

an, und Herr von Spahl ließ sich den Vorschlag gefallen. Wir schritten dem Wirthshause zu, weil Elise sich zur Fahrt ein wenig umzukleiden wünschte. An der Thüre nahm sie dem Führer den Reisesack ab, übergab ihn einem Kellner, und ließ sich ein Zimmer anweisen. Den Führer schickte sie nach der Ausspann, um den Rückwagen zu belegen und dort zu warten. Herr v. Spahl mochte nicht recht trauen, und stellte sich der Treppe gegenüber, die seine Gemahlin eben rasch hinauf gegangen war. Er ließ sich das Murren der Fremden und Kellner nicht verdrießen, denen er im Wege stand. Nicht lange, so kam ein zierlicher junger Mensch die Treppe herunter, der ein bundseidnes Tuch über Mund und Nase hielt. Hinter Spahls Rücken drückte er mir ein Kärtchen in die Hand. Ich las verstohlen die Worte: „Morgen Mittag in Schandau.“ — Der Kellner, der dem Bürschchen ein Bündel nachgetragen hatte, kehrte nun zurück, und übergab dem v. Spahl ein ähnliches Kärtchen mit der Aufschrift: „Elise p. p. c.“ —

Was? rief er. Wo ist die Dame, die ihm dies gegeben.

An der Ausspann. Sie fährt eben nach Dresden ab. Haben Sie die gnädige Frau nicht eben in Mannskleider an Ihnen vorbeigehen sehen?

Halt! Halt auf! schrie Herr v. Spahl, und eilte den Berg hinab. Ich, um etwaiges Aergerniß zu verhüten, lief nach. Wie ich sie aber aus dem schon dahin rollenden Wagen von Weitem mit geschwungnem Tuche grüßen sah, schlich ich zurück, um dem gereizten Gemahle aus dem Wege zu sein. — Ich ließ mich von meinem Führer, während der Abenddämmerung durch das ganze, wilde Gebiet der ehemaligen Raubburg führen. Wir kletterten von einer Felszacke zur andern; krochen durch Höhlen und Winkel, um die Spuren ehemaliger kühner Befestigung und Behausung anzustaunen, oder in irgend einen grausenhaft benamsten Abgrund zu blicken. Dabei entkleidete die Landschaft sich langsam der bunten

Tagesgewänder, und legte das silbergrauseidenschimmernde Nachtkleid des Mondlichtes an.

Die Fremden waren vor der Abendkühle in den Speisesaal gezogen. Ich fand einen Platz neben einer freundlichen Dame mit ältlichem Manne und zwei Töchtern, die von Dresden gekommen waren. Sie warteten den vollen Mondschein ab, um dahin wieder zurück zu fahren. Von dort gedachten sie nach Berlin zu gehen, und freuten sich sehr auf diese Stadt. — Es ist eine schöne Stadt, sagte ich, und schon recht groß, wenn man besonders alles, von den Stadtmauern mit eingefaßte Feld dazu rechnet. Zuweilen ist sie auch großartig, z. B. an einem heitern Sonntage nach einem sanften Frühregen gegen Mittag; da zieht vom Platze vor dem alten Schlosse bis an's brandenburger Thor das linke Trottoir entlang ein buntes Gewind von Menschen, — schlanken Männern mit geistreichen Gesichtern, schönen Frauen mit schwarzen Augen und einem sanften Anflug von Bärtchen als Niederschlag aus der militärischen

Atmosphäre. Dazwischen rollen die herrlichsten Equipagen und unter den Linden brauset es von Menschen. Oder gegen Abend vor der Oper auf demselben Schauplatze, wenn die Menschen in entgegen gesetzter Richtung aus dem Thiergarten durch das brandenburger Thor hereinströmen und die schönen Reitpferde dazwischen an den Bäumen entlang tanzen. Auch Sonnabend Nachmittags, wenn man im Museum hoch auf der Treppenbrüstung lehnend durch die mächtigen Säulen herabschaut. Unter der hohen Treppe um die kolossale Granitschale spielen Kinder und Kindermädchen; der Strahl des Springquells, vom Ostwinde getrieben, besprüht die sandigen Kreuzwege des Gartenplatzes; links am Dome hin schwärmt das Auge nach dem altehrwürdigen Königsschlosse hinüber, durch dessen offne Thore und Hof hindurch man das Treiben der Menschen nach der Brücke und der Königsstraße erblickt; rechts am Kai des Spree-Armes prunkt die ziegelrothe Bauschule.

In weitern Gesprächen verrieth es sich, daß der Mann ein Verehrer von Varnhagens Schriften war, und die Frau ein Interesse für Rahel hegte. Mit einiger Befangenheit äußerte sie: Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken. Mein Mann —. Sie lächelte ihn an, und schwieg.

Ist den Schriftstellerinnen nicht hold, — wollen Sie sagen, versetzte ich. Doch das trifft unsere Rahel nicht. Sie ist nicht, was man unter einer Schriftstellerin versteht. Sie hat nicht für den Druck schreiben wollen, sondern sich nur mit den Freunden und mit sich selbst in Briefen und Tagebuchsbemerkungen zu verständigen gesucht. Das eben gibt diesen erst später gesammelten Blättern, diesen Reliquien eines beschloßnen Lebens, den Reiz und Werth, daß es keine getriebenen Früchte, sondern abgefallene sind, — reif, und die süßesten und würzigsten von einem heimlichen Schmerz angenagt. Rahels Wesen erscheint in diesem schriftlichen Abdruck als ein höchst eigenthümlich organisirtes, — es ist ein männlicher Geist, der

in einem weiblichen Herzen eingefangen sitzt, und sich nicht anders befreien kann, als daß er sein Gefängniß in sein Wesen verwandelt. Um eine so seltne, schöpferisch-empfängliche Natur zu begreifen, darf nicht übersehen werden, daß Rahel von jüdischer Abkunft war. Dieß Völkchen hat im Sturm der Weltgeschichte eine solche Quetschung und Verrenkung erlitten, daß es eigens empfindlich für die Wetterwechsel der Zeiten erscheint, — als ein nicht geheiltes Glied der Menschheit.

Dieser Abstammung entsprachen die körperlichen Leiden, die bürgerlichen Verstimmungen, in denen Rahel lebte, und die ihren Geist zur Selbstständigkeit und Selbstbefreiung trieben. Die Flammen früher Leidenschaft beförderten diese Läuterung des Geistes aus zerfallenden Organisationen. Daher finden wir ihren Geist eben so concentrirt für sich, als theilnehmend für die Welt, ja reizbar für den Wechsel der Zukunft. Solch' ein Leben zeigt die erhabenste Emancipation einer weiblichen Seele. Ja, Ja, mein Herr, — wendete ich mich an den Mann, —

versöhnen Sie sich mit Rahels Schriften! Es sind keine Erzeugnisse, die nur Männer eignen, sondern Empfängnisse von einem Geiste, zu dem ein Weib nur sagen kann: Mir geschehe nach deinem Willen! —

Nun, nun! lächelte der Fremde. Es werden aber mit jedem Tage neue Schriftstellerinnen flügge, nicht bloß um Federn zu tragen, sondern auch zu verbrauchen.

Gönnen wir diesen Guten, sagte ich, daß sie es verstehen, sich in unsern egoistisch-kalten Zeiten warm zu befiedern. Ihre Sachen werden viel gelesen. Ganze Klassen unserer Gesellschaft stehen jetzt grade auf der Stufe jener Halbbildung, der eine so süßliche, kraftlose Erquickung zusagt. Vielleicht kommen auch dann und wann diese Loth- und Staubperlen der Novellen und Gedichtchen aus kranken Muscheln. Jedenfalls ist es bemerkenswerth, daß die talentvollsten Schriftstellerinnen, besonders jene, die es zu werthvollen Productionen bringen, meist unglücklich in der Liebe

oder in der Ehe sind. Productives Talent bei Frauen, die Gabe geistiger Erzeugung, scheint eine Abnormität der weiblichen Natur zu sein. Aerzte erzählen uns von Versetzung gewisser Functionen und Stoffe in andre nicht dazu bestimmte Organe des menschlichen Körpers. Vielleicht gibt es ähnliche, geistige Metastasen, so daß manche Frauendichtung als Produkt einer Versetzung der Mutterschaft in das Hirn angesehen werden kann. Diese Kinder, die ein Verleger entbindet, setzen die jungfräuliche Mutter in keine Verlegenheit. Und wir Männer müssen sie uns schon in der Literatur gefallen lassen, vielleicht zur Strafe, daß unser Geschlecht im Leben zu wenig für die nun Schreibseligen gethan hat.

Erst jetzt ward ich inne, daß bei meiner Auseinandersetzung die Dame um ihrer Töchter willen in sichtbarer Unruhe war, bis ihr Gemahl mit der Frage dazwischen fiel, ob Varnhagens Persönlichkeit so angenehm, wie sein Styl sei.

Für mich war sie es allerdings, erwiederte

ich. Ich fand dieselben sanft bedeutsamen Bewegungen, die gleiche Art eines wohlthuenden Leuchtens und Wärmens. Nur ist sein Styl heitrer, als er selbst. In seiner Prosa ist alles Kränkliche entfernt, was ihn seit einiger Zeit, im Leben betrübt und beschäftigt, manchmal auch ein wenig reizbar macht. Wenn ihm frischer Scherz, kühner Humor abgehen: so hat er dieß mit einem höchst schöpferischen Geiste unserer Nation, mit Goethen, gemein. Vielleicht liegt dieser Mangel, wenn es einer zu nennen ist, darin, daß beide, ohnehin auch im Leben einander befreundet, sich dazu getrieben fühlen, die Menschen und die Lebenszustände — jeden in seiner individuellsten Eigenthümlichkeit zu begreifen und aufzufassen. Da finden jene Conflicte der Anschauung und ihrer Gegenstände nicht statt, aus denen eben Witz und Humor, wie durch Reibung, hervor brechen. In Varnhagens Denkwürdigkeiten und Biographien zeigt es sich, wie früh und eindringlich sein Talent und sein Herz auf das Menschenleben gerichtet waren.

Ohne Liebe faßt man die Menschen so nicht auf, und läßt sie so nicht in ihren abweichendsten Eigenheiten gelten. Diese Gabe, an sich schon sehr selten, scheint der jüngsten Generation der Schriftsteller und Leser noch fremder geworden zu sein; so daß Varnhagens biograpische Mittheilungen oft mißdeutet werden, und er selbst in seiner rühmlichen Eigenheit nicht selten verkannt worden ist. Daß ein solcher Mann, der allen Erscheinungen so viel Liebe zuwendet, auch seiner Seits die Aufmerksamkeit die Achtung und Anerkennung Anderer, und besonders auch das Wohlwollen, die lebendige Theilnahme der Frauen, nicht entbehren mag, ist sehr natürlich. Wer verdiente solche Gunst auch mehr, als er, und wer möchte sie ihm versagen?

Wir sprachen noch mancherlei über diesen vorzüglichen Mann und über Berlin, bis die freundliche Familie zur Rückkehr nach Dresden im

Mondschein aufbrach. Ich wünschte ihnen glückliche Reise, und suchte meine von frischer Waldluft durchwürzte Stube auf, um von meiner heutigen Wanderung auszuruhen.

(Schluß folgt im zweiten Bande.)

Inhalt.

		Seite
I.	Excommunication	1
II.	Krieger und Priester	90
III.	Besuch in Weimar	147
IV.	Eine Tischrede im Traum	179
V.	Von Pillnitz bis Sonnenstein	200

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

König, Heinrich,

Aus dem Leben

Bd.: 1

Stuttgart (1840)

Biogr. 582 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064313-5